

Wiener Studien 116 (2003)

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zum homerischen Epos

Homers Ilias. Gesamtkommentar, auf der Grundlage der Ausgabe von Ameis-Hentze-Cauer (1868 – 1913). Herausgegeben von Joachim L a t a c z. (Sammlung wissenschaftlicher Commentare.):

Prolegomena. Von Fritz Graf, Irene de Jong, Joachim L a t a c z, René Nünlist, Magdalene Stoevesandt, Rudolf Wachter und Martin L. West. 2., durchgesehene Auflage. München-Leipzig: K. G. Saur 2002. XII, 256 S. ISBN 3-598-74310-6

Band I. Erster Gesang (A). Faszikel 1: Text und Übersetzung. Von Martin L. West (Text) und Joachim L a t a c z (Übersetzung). 2., durchgesehene Auflage. München-Leipzig: K. G. Saur 2002. XX, 39 S. ISBN 3-598-74308-4

Band I. Erster Gesang (A). Faszikel 2: Kommentar. Von Joachim L a t a c z, René Nünlist und Magdalene Stoevesandt. Mit Unterstützung von Claude Brügger, Rudolf Führer, Fritz Graf, Irene de Jong, Michael Meier-Brügger, Sebastiaan R. van der Mije, Rolf Stucky, Jürgen v. Ungern-Sternberg, Rudolf Wachter und Martin L. West. 2., durchgesehene Auflage. München-Leipzig: K. G. Saur 2002. XVI, 213 S. ISBN 3-598-74309-2

Der Anspruch dieser nach langen Vorbereitungen mit den ersten Teilbänden in Gang gebrachten Unternehmung eines neuen Kommentars zu den homerischen Gedichten ist kein geringer: Das Beste und Bewährte aus dem in vielen Jahrzehnten fortgeschrieben und immer wieder verbesserten Kommentar von Ameis-Hentze-Cauer soll, verbunden mit allem Wesentlichen, das die Homer-Philologie im letzten Jahrhundert an Methoden und Erkenntnissen entwickelt hat, in neuer Gestalt und möglichst vollständig in die Erklärung der Epen eingebracht werden, damit gleichzeitig den Stand der Forschung dokumentieren und eine Basis für zukünftige Interpretationen schaffen. Die ersten Ergebnisse dieses Plans liegen nun vor, nach zwei Jahren bereits in einer 2., verbesserten Auflage. Der Zugang zur Interpretation und Erklärung des Textes wurde sehr umfassend gewählt; dies erklärt die große Zahl an Mitarbeitern, in deren Beiträgen

die Fachkenntnisse einer umfassend verstandenen Altertumswissenschaft versammelt sind.

Vorangestellt wurde der Edition ein Band Prolegomena, der in konziser Form zusammenfaßt, was das gesamte Epos betrifft und in den einzelnen Bänden der Textausgabe und des Kommentars zu Wiederholungen führen könnte. Das Ergebnis ist eine mit den wesentlichen Fakten belegte und im Ganzen willkommene Einführung in die Geschichte der Homer-Kommentierung (J. L a t a c z), eine Geschichte des Textes (M. L. W e s t), Abschnitte zu „Formelhaftigkeit und Mündlichkeit“ (J. L a t a c z), eine ausgezeichnete „Grammatik der homerischen Sprache“ (R. W a c h t e r; „24 Regeln zur homerischen Sprache“ sind am Beginn des Kommentarbandes zusammengestellt: Komm. 1–7), eine sehr konzentrierte „Homerische Metrik“ (R. N ü n l i s t), Verzeichnisse der in der Ilias genannten Götter und Menschen („Zum Figurenbestand der Ilias“: F. G r a f und M. S t o e v e s a n d t), eine Abhandlung „Zur Struktur der Ilias“ (J. L a t a c z), und zwei Indices: „Figuren-Index“ (M. S t o e v e s a n d t u. a.) und ein „Wort-Index Homerisch-Mykenisch“ (R. W a c h t e r), letzterer vielleicht etwas überraschend und möglicherweise entbehrlich, aber auf den zweiten Blick sehr willkommen, denn es werden so die gesicherten sprachlichen Fakten zum Thema ‚Mykene und Homer‘ an einer zentralen Stelle dokumentiert. Eine Auswahl-Bibliographie gibt die Belege und leitet weiter.

Die angestrebte und für ein Unternehmen dieser Bedeutung und des zu erwartenden Umfangs zweifellos notwendige Zeitlosigkeit der Aussagen und Urteile wird leider im Prolegomena-Band, der die Basis bilden und die Summe des in den wichtigsten Bereichen der Homer-Interpretation Erreichten dokumentieren soll, nicht immer erreicht; sie wird vielmehr beschädigt durch sehr zeitverhaftete und, wie mir scheint, nicht objektive Urteile, zumal in den Abschnitten, die der Hrsg. verfaßt hat. Da ist einmal die Meinung, daß ein echtes Verständnis der Technik der Sänger und infolgedessen auch der Aufbau-gesetze der Gedichte erst in den Forschungen des letzten Jahrhunderts erreicht werden konnte, aber unter weitestgehendem Ausschluß der vielen Stufen, die wenigstens seit den Arbeiten von G. Hermann (der L. als erster gilt, der eine Art ‚Mündliche-Dichtung-Theorie‘ in der Homer-Philologie begründet hat: 45ff.) auf diesem Weg zurückgelegt wurden: für die vielfältigen Erkenntnisse der Oral-poetry-Theorie steht Milman Parry (52ff.; „Serbokroatien“ sollte gestrichen werden: 54), die Neo-Analyse ist mit einem Satz abgetan (150), die Arbeiten von J. Th. Kakridis nicht einmal mit ihrem historischen Ort in der Homerforschung erwähnt; Schadewaldts Iliasstudien aus dem Jahre 1938 (über deren methodischen Ansatz L. nicht informiert) sind zusammengestellt mit E. Lämmerts ‚Bauformen des Erzählens‘ aus 1955, und das alles ist in die Nachfolge der „strukturalistische(n) Betrachtungsweise des Aristoteles“ eingeordnet. Die für ein Verständnis der Technik des Epos entscheidenden Impulse, die die Arbeiten von H. Patzer und U. Hölscher, um nur zwei Beispiele zu nennen, gegeben haben, sind nicht einmal erwähnt, die Namen fehlen auch im Literaturverzeichnis; besonders eigenartig ist die Übersichtstabelle mit den wesentlichen Fakten zu homerischen Forschungen, die zu drei Vierteln archäologische und sprachwissenschaftliche Ergebnisse verzeichnet (Prolegomena 20). Die einseitige Fixierung auf ‚Narratologie‘, die gewiß einen neuen (oder neu entdeckten) und gangbaren Weg bei der Interpretation bietet, entspricht nicht der geforderten Zeitlosigkeit der Darstellung, weil in deren Gefolge auch viele frühere Leistungen von Interpreten oder auch einfach die literar-ästhetische Betrachtung der Gedichte zu Unrecht verdeckt werden. Dagegen steht der Anspruch des Hrsg., den Stand der Homerforschung zu bestimmen: einerseits durch Verweise auf eigene Arbeiten (es reicht wohl nicht, wenn L. zur Forschungsgeschichte der ‚Homerischen Frage‘

lapidar auf seinen eigenen Artikel im ‚Neuen Pauly‘ verweist; die für den Horizont ihres Erscheinungsjahres 1974 beachtliche Arbeit von A. Heubeck und viele andere sind nicht einmal in die Bibliographie gesetzt), andererseits durch wiederholte Maßregelungen von Autoren, die nach L.s Meinung frühere Arbeiten „zitiert, aber offensichtlich nicht vollständig rezipiert“ haben (51; passim), freilich stets ohne Angabe von Gründen für dieses Urteil. Und schließlich ist das, was L. – „in Anlehnung an ein heuristisch fruchtbares Aristotelisches Analyse-Verfahren“ – als ‚Strukturformel‘ der Ilias angibt (151.18), bestenfalls eine anonymisierte Nacherzählung der Ilias-Handlung, die einen der Literaturwissenschaft nicht adäquaten Begriff von ‚Struktur‘ voraussetzt; es ist daher auch alles im Folgenden daraus Abgeleitete eigentlich nicht relevant. Daß dann im Abschnitt ‚Homerische Poetik in Stichwörtern‘ (R. N ü n l i s t - I. d e J o n g) etwa die Begriffe ‚Aristie‘ oder ‚Ankündigung und Ausführung‘ (wohl nicht abgedeckt durch ‚Keim‘ und ‚Prolepse‘!) gar nicht aufscheinen, ist bedauerlich und gibt m. E. kein objektives Bild möglicher Interpretationszugänge zum Epos.

Das Unternehmen insgesamt ist wichtig und bietet eine Basis, auf der man aufbauen und Leitlinien, an denen man sich orientieren wird. Ich möchte daher den Text (aus der Teubneriana von M. L. West; problematisch ist, besonders im Hinblick auf einen weiter gefaßten Kreis von Benützern, die von West ausführlich begründete, aber doch sehr ungewöhnliche griechische Rechtschreibung; Wests Apparat ist stark gekürzt) gar nicht, Übersetzung und Kommentar nur soweit beurteilen, als es um grundsätzliche Fragen der Interpretation und des Verständnisses der Dichtung geht.

Es mag richtig sein, daß zu einem neuen Homer-Text auch eine darauf abgestimmte, metrisch (in Jamben) gebundene Übersetzung beigegeben wird; notwendig erscheint sie nicht. Das Problem aller Übersetzer, die Wiedergabe der Epitheta, ist nicht zu lösen, weder im Sinne einer (veralteten und unrichtigen) Sicht der ‚Formel-Ökonomie‘, noch im Sinne einer moderneren Haltung gegenüber den wahrscheinlichen Möglichkeiten, die ein Sänger zur Auswahl hatte. Vor allem sollte man trachten, den auch für die Sprache Homers wie aus einer Distanz der Vorzeit herkommenden Klang der Epitheta beizubehalten und nicht unbedingt neue Übersetzungen suchen, die oft einen verfälschten Ton in die Dichtung bringen; damit kann auch weitestgehend verhindert werden, daß „fast alle ‚Übersetzungen‘ stehender Epitheta ... wegen des Fehlens vergleichbarer metrisch bedingter Ausdruckstraditionen in den modernen Sprachen fremdartig bis komisch wirken.“ (Kommentar 50 zu Vers 58). Ich denke, wir haben in manchen Kreationen von J. H. Voß und anderen früheren Homer-Übersetzern eine gute Möglichkeit, gerade den altmodisch-typischen, in diesem Sinne eben ‚epischen‘ Ton zu treffen, den wohl auch die Zuhörer der Aöden oder Rhapsoden hören mochten! Man sollte sie daher nicht um jeden Preis vermeiden oder durch andere ersetzen, denen letztlich die Patina fehlt (vgl. auch Prolegomena 59). Ob ‚der mit den Füßen hurtige Achilleus‘ besser ist als der ‚fußschnelle‘, bezweifle ich; dieser aber hat den geforderten fernen Klang (Vers 84). Ausdrücke wie ‚Früheststerblicher‘ (505), ‚geringstgeehrte‘ (516), ‚verschandelt‘ (579), auch ‚Athene, Göttin mit den hellen Augen‘ oder auch ‚die Götter ewig lebend‘ (θεοὶ αἰὲν ἐόντες: 494) erscheinen mir verfälschend, auch ergibt das Übersetzen der Epitheta mit appositionellen Fügungen eine unschöne Zerdehnung der Sätze (L. beschreibt das Problem in der Einleitung zur Übersetzung: XIX). Zur Verdeutlichung, und weil es sich um ein allgemeingültiges Problem handelt, ein paar Beispiele (die nur in diesem Sinne als Kritik an der Übersetzung und Hinweis für den Kommentar aufgefaßt werden mögen). Vers 200: δεινὸν δέ οἱ ὄσσε φάανθεν ist im Kommentar z. St. als an sich doppeldeutig erklärt – die Übersetzung aber legt sich, wie ich meine, auf das Unrichtige fest: Wessen Augen blitzen? die der Athene? oder macht es

auf die Göttin Eindruck, wenn der zornige Achill mit den Augen funkelt? Natürlich haben schon die Alten den Doppelsinn und die unklare Bedeutung des Dativs bemerkt, und im Kommentar ist die Bemerkung des Scholiasten angeführt: οἱ τοῦ ἥρωος ὀφθαλμοί (Schol. AbT). Ich halte diese Stelle für ein Musterbeispiel der rezeptionssteuernden Wirkung von Epitheta: Selbst wenn der Dichter mit οἱ Athene gemeint hätte – die Kraft des der Athene zugehörigen Epithetons läßt auch unausgesprochen nicht zweifeln, wie der Hörer die Stelle verstanden hat. – Vers 356 (= 507): ἐλὼν γὰρ ἔχει γέρας αὐτὸς ἀπούρας: „nahm mir fort mein Ehrengeschenk, entzog's mir höchstpersönlich!“ Ich führe diesen Vers an, weil sich an ihm eine unangenehme Mischung aus einem dem Epos angemessenen Sprachgestus mit forcierter Modernisierung zeigt und, wie auch sonst mehrmals, die Bedeutung des Aorists in der Übersetzung verloren geht. Wichtig in dem Satz ist doch ἐλὼν ... ἔχει, das kommt aber nicht zum Ausdruck, und der Ton ist zugleich heruntergestimmt. – Vers 439: „aus stieg Chryseis aus dem Schiff, dem schnellen Meereskreuzer“ für νηὸς ... ποντοπόροιο ist eine Erweiterung und außerdem sachlich falsch, weil ‚kreuzen‘ eine der griechischen Seefahrt durchaus fremde Vorstellung ins Bild bringt. – Vers 460 (und 464): „schnitten heraus das Hüftgeripp“ für μηρὸς δ' ἐξέταμον? Der Oberschenkelknochen ein ‚Geripp‘? Dazu im Kommentar z. St.: „die Schenkelknochen (ohne Fleisch) werden herausgeschnitten, in ein ‚Fett-Sandwich‘ gelegt und mit rohem Fleisch garniert.“ Das, meine ich, bringt in der Übersetzung und im Kommentar an Stelle präziser deutscher Wörter einen nur vermeintlich modernen Ton in die Erklärung. – Vers 468 (vgl. 602): die Übersetzung von οὐδὲ τι θυμὸς ἐδέετο δαιτὸς εἴσης „kein Wunsch blieb da beim Festmahl unbefriedigt“ ist nicht treffend: das Bild ist zerstört, es wird nichts vermittelt vom Wesen der δαίς εἴση, daß eben jeder den ihm nach seinem Rang zustehenden Anteil bekommt, wie es sich bei einem Gemeinschaftsopfermahl gehört. Auch der Kommentar bietet nichts zu diesem auch für das Selbstverständnis der homerischen Gesellschaft zentralen Begriff (eine treffende Erklärung hat etwa P. Von der Mühl [1966] gegeben). – Vers 483: διαπρήσσοισα κέλευθον heißt bei der Fahrt des Schiffes (mit Beachtung des Verbalaspekts) nicht „meisterte die Route“, und das Schiff „glitt“ nicht „mit der Welle hin“ (κατὰ κῶμα). – Vers 528ff.: Das Nicken des Zeus wird im Kommentar zu einem „performativen Sprechakt“ und einer der „Beteuerungs-Formeln, die oft redundant sind.“ – kein Wort von der Bedeutung gerade dieser Szene für die gesamte Handlungslinie der Ilias! Und dazu zitiert ist dann noch ein englischer Satz aus Kirks Kommentar (was übrigens auch sonst gelegentlich ohne ersichtlichen Erkenntnisgewinn begegnet). – Vers 531: aus τὼ γ' ὥς βουλευσάντε διέταμεν, bei Voß-Rupé: „also berieten sich beide und trennten sich“, wird: „So waren diese zwei sich eins und trennten sich.“

Der Kommentar selbst ist fraglos eine große Leistung. Der Aufbau in vier Ebenen, die, durch das Druckbild voneinander abgesetzt, verschiedene Benutzer bedienen und gleichzeitig die Erklärungen nach Themengebieten ordnen sollen, wirkt auf den ersten Blick und nach den Erläuterungen zur Benützung (VIIIf.) durchdacht, ist aber bei der Arbeit nicht immer praktisch; für die eigentliche Übersetzungsarbeit gedacht ist die vierte, die Basisebene am Fuß jeder Seite mit ihren ersten Informationen zu Wörtern und Formen. Die Differenzierung der anderen Ebenen könnte man vielleicht überdenken (wem die Umschrift griechischer Wörter in der ersten Ebene dienen soll, verstehe ich nicht, und die Anordnung nach der Übersetzung und nicht nach dem Text erschwert die Benützung). Die Auswahl der Kommentareintragen ist nicht zu kritisieren; als Leitlinie zitiert L. das bekannte Scholion zu Od. 2, 94: οὐ κόσμου χάριν, ἀλλὰ πρὸς τι soll der Kommentar abgefaßt sein (Prolegomena 40 Anm. 3). Und das ist wohl auch gelungen; Einwände und Ergänzungen zu einzelnen Eintragungen treten vor dem Ganzen

zurück. Die Hinweise auf Sekundärliteratur oder die Intensität der Kommentierung variieren, gewiß auch entsprechend den Interessen der Bearbeiter. Die Abgleichung von Parallelstellen und wiederholten Versen ist aus dem ‚alten‘ Ameis-Hentze-Cauer beibehalten und erweitert; man bekommt ein echtes Repertorium zu Iteratversen und zur Stellung einzelner Wörter im Vers. Ein grundsätzlicher Mangel, die durchgehende, lineare Ausrichtung auf eine nützliche, aber nicht einzig mögliche literaturwissenschaftliche Sicht der Technik des Epos, wurde schon erwähnt. Das Fortschreiten der Arbeit sollte manche Erfahrungen bringen, eine weniger zeitverhaftete Fixierung der Gesamtsicht wäre wünschenswert.

Herbert Bannert

Martin L. West, *Studies in the Text and Transmission of the Iliad*. München-Leipzig: K. G. Saur 2001. 304 S. ISBN 3-598-73005-5.

W.s Ilias-Edition (vgl. die Besprechung in WSt. 115 [2002], 299f.) bildet einen entscheidenden Fortschritt der Homerforschung. In diesem ‚by-product‘ legt W. seine Editions-kriterien offen und diskutiert ausgewählte Textstellen. Er präsentiert seine Auffassungen als Abriss der Überlieferungsgeschichte, selektiv, suggestiv, immer mit knappen Skizzen in kontroversiell geführten Diskussionen. Da sich darin in nuce eine Kurzfassung der ‚Homerischen Frage‘ schlechthin verbirgt, die in dem Buch selbst zumeist nicht ausführlich argumentiert wird (und auch nicht werden kann), seien hier nur die für die Texterstellung wichtigsten Gesichtspunkte zusammengefaßt:

- Die Ilias wurde von ihrem Autor Homer schriftlich fixiert (einzige Ausnahme: die Dolonie als Zutat eines anderen Dichters, nur wenige Jahrzehnte später).
- Homer hat an der schriftlichen Version jahrelang gearbeitet, die Spuren des Überarbeitungs- und Erweiterungsprozesses sind an manchen Stellen noch sichtbar.
- Die erste Niederschrift erfolgte im altionischen Alphabet, die ‚attische‘ Phase der Überlieferung ist nur selten an Irrtümern der Umschrift, öfter an Attizismen sichtbar.
- Rhapsodeninterpolationen führen unter anderem zu Zusätzen, durch die die Vorträge von Einzelliedern einen Abschluß erhalten sollen.
- Philologische Kritik kann schwach bezeugte Verse aus dem Text entfernen (nur im app. crit.), aus anderen Gründen suspektere Partien als interpoliert erweisen (in Klammer gesetzt). Am häufigsten sind ‚rhetorical expansions‘, ‚syntactic complements‘, ‚concordance interpolations‘. Nur die letzte Kategorie sowie ‚speech introductions‘ verraten sich allerdings auch häufig durch die Überlieferungslage. Zahlreiche Athetesen der ersten beiden Kategorien erweisen sich somit als fraglich.
- Unser Wissen um sprachliche Modernisierung gestattet es, in zahlreichen Fällen den rekonstruierten Sprachzustand des Urtextes wiederherzustellen.
- Zenodot verwendete nur ein einziges Ilias-Manuskript aus seiner Heimatstadt Ephesos, betrieb also keine Textkritik anhand des Vergleichs von Handschriften. Diese Auffassung steht jedoch im Widerspruch zur Praxis der alexandrinischen Dichter, die die *variae lectiones* des Homertextes zitierten (Rengakos). Eine Synthese könnte lauten, daß Zenodot sein ionisches Exemplar als Grundtext behandelte, aber sehr wohl andere Handschriften heranzog.
- Didymos, die entscheidende Schaltstelle für die Weitergabe unserer Vulgata an das Mittelalter, hatte Aristarch (in beiden Fassungen) vor sich, zitierte aber sonst oft nur indirekt.
- Eine kompetente Geschichte der handschriftlichen Überlieferung der Ilias ist noch nicht geschrieben, kann aber (so läßt W. durchblicken) kaum geschrieben werden und würde nur einen geringen Erkenntnisgewinn bedeuten.

– Ziel der Edition ist die Rekonstruktion der von Homer hinterlassenen Handschrift, auch um den Preis, daß dabei gelegentlich von der Überlieferung abgewichen wird.

– W. gibt eine Liste der mehr als 1500 heute bekannten Papyri (davon über 800 noch unediert und erstmals von W. benutzt).

Die „Notes on Individual Passages“ bieten eine Fülle von scharfsinnigen Beobachtungen, die oft auch über Fragen der Textkonstitution hinausgehen. W. begründet viele seiner Athetesen und zeigt dabei, daß seine Texterstellung vor allem von sprachlichen, stilistischen oder literarischen Überlegungen geleitet ist. Oft ist man verblüfft, mit welch guten Argumenten die lectio communis fast aller Editionen seit F. A. Wolf in Frage gestellt werden kann. Ich gebe hier eine kleine Auswahl an Stellen, wo W.s Argumentation zu Widerspruch oder zu weiterer Diskussion anregt.

A 11: W. druckt τὸν Χρῦσιν mit Crux und schreibt: „proper names never have the article in epic verse, though patronymics occasionally do.“ Doch in B 278 gibt die überwiegende Mehrzahl der Codices ἀνὰ δ' ὁ πολίπορθος Ὀδυσσεύς (West: ἀνὰ δέ); K 363 druckt auch West ἠδ' ὁ πολίπορθος Ὀδυσσεύς, ebenso K 231 δ' ὁ τλήμων Ὀδυσσεύς (vgl. K 498) und K 536 καὶ ὁ κρατερός Διομήδης. West bemerkt zu K 231: „The use of the article is suspect ... In all these places it is easily eliminated, except at K 536.“ Ebenso zu A 185: „all sources give τὸ σὸν γέρας ...“ West schreibt trotzdem τὸν γέρας, wie auch sonst, wenn τὸ σὸν und τὸν als Varianten auftauchen. In Φ 305 und X 459 steht jedoch τὸ ὄν μένος, jeweils mit der unmöglichen v. l. τὸν μένος. Der Artikel ist zur Zeit der schriftlichen Fixierung unserer Ilias in der Umgangssprache offensichtlich etabliert und sollte daher nicht aus unserem Text eliminiert werden.

B 525ff.: W. setzt 525/526, 535 und 558 in Klammern. In der ersten Partie stellen die Phoker ihr Kontingent neben den Boiotern auf, in der zweiten sind die Lokrer zu Euboia in Beziehung gesetzt, in der dritten stellt Aias sein Kontingent gemeinsam mit den Athenern auf. Ähnliche Angaben zur Verknüpfung benachbarter Kontingente finden sich aber auch 572 (Sikyon als erste Residenz des Adrastos, womit Argos evoziert ist; W. wertet den Vers als politisch motivierte Interpolation, beläßt ihn aber im Text), 587 (Menelaos stellt sein Kontingent nicht gemeinsam mit dem seines Bruders auf. Ist damit auf die Mythos-Variante des Doppelkönigtums von Menelaos und Agamemnon in Sparta angespielt?), 612–614 (die Arkader sind von ihrem geographischen Nachbarn Agamemnon mit Schiffen ausgestattet), 626 (Doulichion gegenüber von Elis, mitsamt mythologischer Herleitung), und 635 (Odysseus beherrscht auch die gegenüberliegende Küste, womit der Katalog zurück auf das Festland schwenkt).

Γ 316: Während Priamos zur Stadt zurückfährt (ἀπονέοντο, Impf.), sind Hektor und Odysseus damit beschäftigt, den Kampfplatz auszumessen (διεμέτρεον, Impf.), und danach damit, im Helm die Lose zu schütteln (πάλλον, Impf.), die sie zuvor ergriffen haben (έλώντες, Aor.). Dieser offene Zustand wird vom Erzähler unterbrochen durch das Gebet der beiden Heere, das als abgeschlossene Aktion betrachtet ist (είπεσκεν, Aor.). Danach ist Hektor noch immer mit dem Schütteln beschäftigt (πάλλεν, Impf.), und der Zustand wird dadurch abgebrochen, daß aus dem Helm das Los des Paris herausfällt (ῥουσεν, Aor.). Der Ablauf ist ein Beispiel für den präzisen Einsatz der Verbalaspekte zur Synchronisierung ‚gleichzeitiger‘ Handlungsstränge. W.s Vorschlag, statt πάλλον (316) βάλλον zu schreiben, wäre syntaktisch falsch.

Δ 177: W. verdächtigt den Vers, τύμβωι ἐπιθρώσκων Μενελάου κυδαλίμοιο, als Rhapsodeninterpolation, weil Agamemnon von seinem Bruder in der dritten Person spricht. Doch die Erwähnung des Grabhügels ist notwendig, um die imaginierte Prahlrede des Troers zu motivieren. Die Wendung Μενελάου κυδαλίμοιο ist schon indirekt

fokalisiert durch eben diesen Troer, das Epitheton somit Teil des Sarkasmus (so zuvor zweimal durch Paris und Athene-Laodamas).

E 461: „Why the poet should have chosen to write Τρωιάς δὲ στίχας rather than Τρώων δὲ στίχας [so codd. T R] remains obscure.“ Falls man einen Grund suchen möchte (Τρώων δὲ στίχ- ist in der Ilias gar nicht belegt, Τρώων στίχ- nur dreimal), so liegt er in der unterschiedlichen Akzentuierung und damit Intonation: Bei Τρώων δὲ στίχας ist der hervorgehobene Begriff Τρώων, was einen Gegensatz zum griechischen Heer implizieren würde; bei Τρωιάς δὲ στίχας liegt der Satzakkent hingegen auf στίχας: Hier geht es um den Gegensatz zwischen der Burg von Troia, wo Apollon seine Position bezieht, und dem Heer der Trojaner, das von Ares angefeuert wird.

Z 252: Hekabe kommt Hektor vor dem Palasttor entgegen, Λαοδίκην ἐσάγουσα θυγατρῶν εἶδος ἀρίστην. Die Kommentatoren seit der Antike waren ratlos. W.s gute Erklärung des narratologischen Problems kann noch präzisiert werden: Wenn Hekabe nicht aus dem Palast herauskommt (dann müßte gesagt werden, wo sie hingeht; dieses Ziel würde durch die Anweisungen Hektors aber abgebogen), muß sie von irgendwo herkommen. Anstatt einen Weg Hekabes innerhalb des bereits erzählten Zeitraums der Ilias neu zu ‚erfinden‘, verknüpft der Erzähler ihre Figur mit Laodike, die er im Γ als ‚offenen Handlungsfaden‘ in Helenas Gemach zurückgelassen hat. Dadurch wird auch begründet, warum wir Laodike später im Z nicht bei Helena antreffen.

H 21: Athene realisiert, daß die Griechen von den Trojanern vernichtet werden, und geht vom Olymp nach Ilios (βῆ, Aor.); Apollon ist während dieser Aktion, also bevor sie noch abgeschlossen ist, schon dabei, Athene entgegenzueilen (ῶρνυτ', Impf.), nachdem er sie von der Burg aus erblickt hat (ἐκκατιδῶν, Aor.). ἐκκατιδῶν kann nicht als ‚gleichzeitig‘ klassifiziert werden, W.s Vorschlag ἐκκατιῶν ist überflüssig.

Θ 385–387, 390/391: W. erwägt die Athetese dieser Verse. Wir hätten damit eine Rüstungsszene, die das Grundgerüst aus dem E, wo die Rüstung zur erfolgreichen Intervention von Hera und Athene führt, wiederholt, es aber aller Details entkleidet. Das paßt zum Darstellungsprinzip der Ilias, daß nur wichtige und erfolgreiche Aristien mit ausführlichen Rüstungsszenen eingeleitet werden, während der Minimaltypus eine erfolglose oder unbedeutende Aristie ankündigt. Das paßt auch zum Charakter des Θ, das eine konsequent auf das Typische reduzierte Kurzversion eines Schlachttages gibt.

I 103: Die Handschriften geben das kontrahierte δοκεῖ. W. schlägt van Leeuwens Konjektur δέατ' (= δέατο) vor („... that δέατ' originally stood in the Iliad and that rhapsodes substituted a more readily intelligible verb“). Damit beschreibt er jedoch nur den kontinuierlichen Erneuerungs- und Adaptierungsprozeß einer lebenden epischen Kunstsprache. In ζ 103 ist das archaische δέατ' (= δέατο) nur deshalb konserviert, weil das Präteritum durch keine Form von δοκεῖν ersetzt werden kann.

Λ 296–309: Hektor stürmt gegen die Masse der Griechen, wie der Sturmwind, der das Meer aufrührt (296–298); es folgt die Frage nach den Gefallenen der Griechen, ein Katalog von neun Namen von Anführern und die Feststellung, daß Hektor weitere Massen hinmetzelt, wie wenn der Zephyros die Wolken dahinjagt (299–306), während die Wellen sich hoch türmen und die Gischt sich unter dem Ansturm des Windes verteilt; so wurden die Häupter der Heeresmasse von Hektor niedergestreckt (307–309). W. kritisiert das zweite Gleichnis („Do Hector's victims correspond to the clouds or the spray?“) und vermutet in 299–306 eine sekundäre Erweiterung des ursprünglichen Zusammenhangs. Mit dieser Analyse des Entstehungsprozesses unserer Ilias in den Händen (oder eher im Kopf) Homers mag W. vielleicht recht haben. Die ‚Erweiterung‘ hat aber eine präzise poetische Funktion: Das zweite Gleichnis weitet den Blick gegenüber dem ersten Gleichnis; und so wie der Katalog der Gefallenen die erste summarische Angabe

präzisiert, so wird im zweiten Gleichnis die Wirkung des Sturmwindes in einer umfassenderen Weise bestimmt, und das Wüten Hektors wird dem allumfassenden, geradezu kosmischen Wirken des Windes gleichgestellt.

M 10–16: Die Zerstörung der Mauer des Schiffslagers durch Apollon und Poseidon nach dem Krieg wird durch eine ausführliche Zeitangabe präzisiert: Solange Achill zürnte und Troia unzerstört war, blieb auch die Mauer intakt; als aber die Besten der Troer gefallen waren (θάνοντο, 13), die Griechen teils gefallen waren, teils ihr Leben gerettet hatten (δάμεν – λίποντο, 14), im Zuge dessen Troia zerstört wurde (15: πέρθετο, Impf.!) und die Griechen nach Hause gefahren waren (ἔβησαν, 16), da ... W. setzt 14 in Klammer, da die Erwähnung der Griechen die Angaben zur Eroberung Troias unterbreche; ‚die Besten der Troer‘ (13) sei auf den Tod Hektors bezogen. Das Impf. πέρθετο (15) läßt aber die Angaben von 13/14 als die beiderseitigen Verluste im Endkampf um Troia erkennen; die Aussage, daß auch viele der Griechen ums Leben kamen, paßt gut in eine Passage, die den Trojanischen Krieg als den Endpunkt des Heroengeschlechts stilisiert (vgl. W. Kullmann, *Nachlese zur Neoanalyse*, in: *Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike*, ed. A. Rengakos, Stuttgart 2002, 162–176, bes. 162–164, mit Anm. 5).

N 832: Nestor droht Aias an, er werde der Troer Hunde und Vögel ernähren ‚mit seinem Fett und Fleisch, wenn er bei den Schiffen der Achaier falle‘. W. athetiert den Vers, weil er aus Θ 380 wiederholt sei, wo die Drohung πεσῶν ἐπὶ νηυσὶν Ἀχαιῶν für die Troer gut passe, während sie für Aias banal sei. Doch geht es im Wortkampf des N gerade um die Frage, ob Aias Hektor bis zur Stadt zurücktreiben kann, oder ob Hektor Aias den Todesstreich versetzen wird – und zwar, als entscheidende Demütigung, im Kampf um die Schiffe.

Ξ 40, 49–51: W. setzt die vier Verse in Klammer. Nestor begegnet im Lager den Verwundeten Agamemnon, Diomedes und Odysseus. Diese sind schon betrübt (ἄχυντο, Impf.: 38), doch Nestors Anblick, d. h. seine Abwesenheit vom Schlachtfeld, versetzt ihnen einen aktuellen Schrecken (πρήξε, Aor.: 40; vgl. G. Danek, *Synchronisation von Handlungssträngen in Ilias 14*, 1–40, in: *Euphrosyne. FS D.N. Maronitis*, ed. J.N. Kazakis - A. Rengakos, Stuttgart 1999, 76–88, bes. 86–88). Agamemnon fragt ihn zuerst, warum er den Kampf verlassen habe, spricht dann die Befürchtung aus, daß Hektor die Schiffe in Brand stecken werde, und mutmaßt zuletzt, daß die übrigen Griechen so wie Achill ihm grollen und den Kampf aufsagen (49–51; W. athetiert eine analoge Äußerung in N 114/115). Die Rede läßt sich als Ringkomposition analysieren; das Motiv, daß (und auf welche Weise) die Griechen sich vom Kampf zurückziehen könnten, ist im gesamten Dialog präsent (vgl. Danek, *WSt 103*, 1990, 14–16).

O 64–71: W. athetiert die Prophezeiung des Zeus, soweit sie über die Μῆνις hinausgreift, als Zutat eines Rhapsoden zur Abrundung der Διὸς ἀπάτη als selbständiger Vortragseinheit. Die Verse sind jedoch der wichtigste (wenn auch nicht einzige) Hinweis darauf, daß der Plan des Zeus nicht mit der Erfüllung der Μῆνις endet, sondern die Μῆνις nur als Mittel verwendet, um durch die daraus resultierende Handlungskette den Fall Troias herbeizuführen. (Vgl. G. Danek, *Achilles and the Iliad*, in: *Eranos. Proc. of the 9th Intern. Symposium on the Odyssey*, ed. M. Païsi-Apostolopoulou, Ithaca 2001, 165–179.) Auch in O 610–614 (von W. ebenfalls in Klammern gesetzt) wird auf den Tod Hektors und damit über das Ende der Μῆνις hinausgewiesen.

Π 158–165: W. reduziert das berühmte Gleichnis, in dem die sich rüstenden Myrmidonen mit Wölfen verglichen werden, die einen Hirsch verschlingen und danach im Rudel zu einer Quelle unterwegs sind, um ihren Durst zu stillen, auf die ersten einhalb Verse, wo nur die ἀλλή der Wölfe erwähnt ist. Ich verweise hier nur auf

Jankos (ad loc.) präzise Analyse des Gleichnisverlaufs (die W. nicht diskutiert) und sein Urteil: „This simile ... is one of Homer's best.“

P 264/265: W.s Vermutung μακράι / ἤϊόνες statt des überlieferten ἄκραι / ἤϊόνες ist verlockend, weil diese Form bei Apoll. Rhod. 4, 129f. vorkommt. Allerdings müßte man dann gemäß A. Rengakos (Apollonios Rhodios und die antike Homererklärung, München 1994) voraussetzen, daß Apollonios beide Textvarianten (und die dazugehörige philologische Debatte) kannte und mit seinem Text seine eigene Entscheidung markierte.

Σ 39–49: W. streicht den Nereidenkatalog, weil kollektive Gottheiten bei Homer nie mit individuellen Namen versehen würden, die Namensliste bei Hesiod weitgehend dessen eigene Erfindung sei und der Katalog im Kontext des Σ zu lang sei und die Erzählung unnötig verzögere. Doch die Nereiden-Namen sind in ihrem Kern und ihrer Typik (nicht in ihrer jeweils individuellen Ausschmückung durch die einzelnen Sänger) traditionell, und der Katalog im Σ hebt die außergewöhnliche Bedeutung der folgenden Szene für die Handlung der Ilias hervor: Achills Entscheidung zu seinem eigenen Tod, womit der Plan des Zeus (über Achills Bitte hinaus) erst richtig zu greifen beginnt.

T 365–368: W. hält die Verse für eine Rhapsoden-Interpolation, zeitgleich mit dem pseudohesiodischen ‚Schild‘, wo sich eine Variante der Wendung τοῦ καὶ ὀδόντων μὲν καναχή πέλε (365, cf. Scut. 164) findet. Im Gegensatz zur Stelle im Scutum hat das καὶ hier Funktion: Während bei der Rüstung der Myrmidonen der übliche Waffenglanz und der κτύπος der Füße wahrgenommen wird (363f.), kann man beim sich rüstenden Achill ‚sogar‘ das Knirschen der Zähne hören und den Feuerglanz seiner Augen sehen.

Υ 244–255: Der letzte Teil von Aineias' Rede an Achill strotzt von sentenzenhaften, wenig zusammenhängenden Aussagen. W. hält die einzelnen Versblöcke für konkurrierende Rezensionen, kann sich aber nicht entscheiden, welche zu athetieren sei – und läßt den Text unberührt.

Φ 126–135: Hier das Gegenbeispiel: W. befindet zwei Verse für unverständlich (die schwierigen Verse 126f., in denen das grausige Schicksal des Lykaon und der Sarkasmus des Achill auf die Spitze getrieben sind). Da sich bei deren Athetese aber kein glatter Anschluß ergibt, athetiert er auch den Rest der Rede, ohne gegen ihn etwas Substantielles einwenden zu können.

Χ 477–514: W. entwirft eine komplizierte Entstehungsgeschichte von Andromaches Klagerede, mit drei Entwicklungsphasen und Alternativversionen, die von Homer selbst zur überlieferten Fassung zusammengefügt worden seien. W. wertet dies als Indiz dafür, daß unser Text durch mehrere Phasen der schriftlichen Fixierung gegangen sein müsse, und schließt daher die These vom ‚diktierenden Sänger‘ aus. Doch paßt der von W. beschriebene Prozeß der sukzessiven Textfixierung bestens auch zur Arbeitsweise mündlicher Sänger, die im Verlauf ihres Lebens bald die eine, bald die andere Fassung einer Passage vortragen, diese Fassungen dann auch kontaminieren und die sich dabei ergebenden ‚logischen‘ Widersprüche nicht korrigieren.

Ψ 104: Achill spricht im Schlaf die Seele des Patroklos an und versucht sie zu berühren; diese gibt jedoch keine Antwort und entweicht wie Rauch. Achill erwacht und formuliert, es gebe also auch im Hades ψυχή καὶ εἶδωλον, ἀτὰρ φρένες οὐκ ἐνὶ πάμπαν. W. referiert die antike Diskussion zur Stelle (Patroklos habe in seiner Rede an Achill doch soeben bewiesen, daß er über φρένες verfüge) und entwirft drei alternative Szenarien zur Erklärung oder Heilung des Textes. Doch ist klar, welche Aussage transportiert werden soll: οὐκ ... πάμπαν bedeutet hier wie auch sonst ‚nicht völlig‘. Achill muß meinen, daß die Seelen der Verstorbenen kein volles menschliches Bewußtsein haben, das ihnen die volle menschliche Handlungsfähigkeit ermöglichen würde: Sie

können eben nicht auf eine Anrede reagieren, können keinen physischen Kontakt zulassen und zeigen sich den Lebenden nur im Schlaf.

Ω 724: Fast alle Codices geben Ἑκτορος ἀνδροφόνου, nur drei Papyri und ein antikes Zitat Ἑκτορος ἱπποδάμοιο. Dies würde W.s Entscheidung zugunsten der zweiten Lesart noch nicht rechtfertigen, zumal diese metrische Doublette in der Ilias auch sonst regelmäßig mit *variae lectiones* erscheint. Das entscheidende Argument für W.s Lesart liegt in I. de Jongs Beobachtung, daß ἱπποδάμοιο das ‚normale‘ Epitheton Hektors ist, während ἀνδροφόνου regelmäßig aus der Sicht der Griechen fokalisiert ist.

Georg Danek

Edzard Visser, Homers Katalog der Schiffe. Stuttgart - Leipzig: B. G. Teubner 1997. IX, 792 S. Kartenskizzen. ISBN 3-519-07442-7

V. legt die vielleicht umfassendste, detaillierteste, aus historischen, archäologischen, literarischen und mythologischen Quellen gearbeitete Untersuchung zu Herkunft, Entstehung, Status und Einarbeitung des Schiffskatalogs seit den uns verlorenen antiken Studien zu diesem Thema vor, und doch will der Verf. selbst seine Arbeit letztlich bloß als Interpretation des homerischen Wortlauts verstehen (V). Die Fragen, die V. stellt, betreffen den grundsätzlichen Aufbau der Verse, die Ortsnamen enthalten (sie folgen einem entwickelten Schema, das freie Komposition – wie in anderen Partien der Dichtung – durchaus gestattet), und die topographische Genauigkeit und die Verwendung von Ortsnamen in Verbindung mit bestimmten Epitheta (mykenische Quellen sind nicht notwendigerweise vorauszusetzen, aber auch nicht ausgeschlossen). Die Basis für die – hier ganz verkürzt zusammengefaßten – Antworten bildet eine ausgedehnte und detaillierte Zusammenstellung aller Quellen und Parallelen für die Technik der Vergestaltung und für die topographischen und mythologischen Fakten des Katalogs. Es ergibt sich, „daß die Verwendung improvisatorischer Techniken auch in der narrativen Sonderform des Katalogs, speziell bei Listen, denkbar ist und in mehreren Fällen bestimmte Besonderheiten nur aus eben dieser Technik heraus erklärbar sind“ (239). Der Schiffskatalog kann daher als originaler Teil unserer Ilias gesehen werden, und die eigentlichen geographischen Fakten gehen vermutlich in langer Tradition letztlich auf mykenische Quellen zurück, aber verbunden mit mythologischen Überlieferungen, deren Ausgestaltung auch die Dark Ages umfaßt. Der umfangreiche zweite Teil des Buches enthält einen detaillierten Wortkommentar zum Schiffskatalog, mit allen nötigen Belegen und mit Bestimmungen zur Einschätzung der Fakten in den einzelnen Einschaltungen des Katalogs.

Freilich, eine Herstellung des Katalogs im Rahmen eines Aöden-Vortrags und die folgende Fixierung dieser Performance, wie dies zuletzt G. S. Kirk (im Kommentar zum 2. Buch der Ilias) gesehen hat, ist nicht vorstellbar. Der Dichter (oder ein Dichter) müßte doch für einen so großen und faktenreich ausgestalteten Katalog ausreichende Vorbereitungsmöglichkeit gehabt haben, und gewiß auch die Möglichkeit der schriftlichen Fixierung: Wie das homerische Epos ein mit Unterstützung der Schrift gestaltetes Großepos ist, kann man beim Schiffskatalog (in Verbindung mit dem Troerkatalog, den man dazunehmen muß), von einem ‚Großkatalog‘ sprechen. Man kann dies wohl auch dadurch belegen, daß der Katalog nicht nur in seinen geographischen und topographischen Mitteilungen, sondern auch in der Komposition und im Aufbau einen Plan erkennen läßt. Da V. darauf nur gelegentlich eingeht, gebe ich, zur Ergänzung, einige Hinweise.

Der Katalog besteht aus 29 Perikopen, die, mit wenigen, begründeten Ausnahmen, von einem Vers mit einer Zahlenangabe abgeschlossen werden. Diese Verse sind in

vier verschiedenen Varianten gestaltet (Untersuchungen zu den Zahlenversen liegen vor von B. Powell [1978] und M. W. Edwards [1980]; V. hat seine Beobachtungen zur Gestaltung der Verse in einer Übersicht zusammengestellt: 351ff.). Der Katalog beginnt mit einem Musenanruf (einem von vieren in der Ilias) und einem Proömium (Il. 2, 484), und er schließt mit dem Bezug von Vers 760 auf Vers 487, ist also formal in die Erzählung eingebettet. Die erste Perikope (die Boioter, 494–510) ist im Hinblick auf das Folgende atypisch und auch besonders lang (auch von V. in einem eigenen Abschnitt behandelt); ab der zweiten Perikope beginnt ein Rhythmus abzulaufen, der auf einer Gliederung des Katalogs mit Hilfe der Zahlenverse basiert. Der Katalog ist in vier Abschnitten aufgebaut, und die Grenzen der vier Abschnitte sind markiert durch das unmittelbare Aufeinanderfolgen zweier Verse mit Zahlenangaben nur an diesen Stellen: Vers 494–556 (Kontingente 1–6), Vers 557–652 (Kontingente 7–17), Vers 653/654–747 (Kontingente 18–27), und Vers 748–759 (Kontingente 28 und 29); das bedeutet, wenn man die aus der Reihe fallende erste und längste Perikope der Boioter wegläßt, eine Abfolge von 5 – 11 – 10 – 2 Kontingenten oder 46 – 96 – 95 – 12 Versen. In der zweiten und dritten Gruppe sind die bedeutendsten Kämpfer vertreten, in der zweiten die wichtigsten Helden der Ilias (Aias, Diomedes, Agamemnon, Menelaos, Nestor, Odysseus, Idomeneus), in der dritten die Helden, die aus verschiedenen Gründen nicht oder zunächst nicht mitkämpfen, und Männer mit einer besonderen Stellung unter den Protagonisten des Geschehens (Tlepolemos, der Sohn des Herakles, Nireus, der κάλλι-στος ἀνὴρ vor Troja, Achilleus, Protesilaos, der Admet-Sohn Eumelos, Philoktet, Machaon und Podalirios). Die zwei zentralen Gruppen des Katalogs beginnen mit der kürzesten und auffälligsten Perikope, der des Salaminischen Aias, die nur zwei Verse umfaßt (557/558), von denen der zweite außerdem in vielen Handschriften fehlt und seit der Antike umstritten ist. V. bemerkt zu Il. 2, 557 (Αἴας δ' ἐκ Σαλαμῖνος ἄγεν δυο-καίδεκα νῆας), daß dieser Vers „in seinem gesamten Aufbau in allem, was sich sonst aus dem Schiffskatalog an typologischen Grundmustern gewinnen läßt, homerisch“, der folgende Vers 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἴν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες) dagegen aus sprachlichen und metrischen Gründen tatsächlich verdächtig ist (449). V. vermutet hinter der Besonderheit dieses Verses das auffällige Fehlen von Megara und Nisaia im Schiffskatalog, und gibt als Erklärung die geringe Bedeutung der Städte in der mythologischen Überlieferung wenigstens des 8. Jh. (zur Stellung des Verses vgl. auch M. Finkelberg, Ajax's Entry in the Hesiodic Catalogue of Women. CQ 38 [1988], 31–41). Jedenfalls beginnt der Hauptabschnitt des Katalogs mit einer markanten Perikope, und gerade der Telamonier Aias wird auch in der Mauerschau von Helena nur mit einem einzigen Vers vorgestellt (Il. 3, 229). Und auch der zweite Hauptabschnitt des Katalogs ist markiert, in diesem Fall mit einem Doppelvers für die Zahlenangabe am Beginn (653/654).

Die hier nur in den Grundzügen skizzierte Komposition, der Aufbau und die formale Durchführung des Schiffskatalogs weisen ebenso wie die von V. ausführlich herausgearbeiteten Details der Versgestaltung und die historischen Fakten nachdrücklich darauf hin, daß er für diesen Ort und für diesen Zweck gestaltet wurde. Ein der geringeren Verszahl entsprechender vereinfachter, ähnlicher Aufbau bestimmt übrigens auch den folgenden Troerkatalog, der durch die Erwähnung der Seher Merops (831) und Ennomos (858) und durch die ausführliche Vorstellung des Karers Nastes (867) gegliedert wird.

Herbert Bannert

Luigi Spina, *L'oratore scriteriato. Per una storia letteraria e politica di Tersite*. Napoli: Loffredo Editore 2001. 123 S. ISBN 88-8096-818-1

S. bietet eine eingehende Untersuchung zu den literarischen Belegen für die Gestalt des Thersites, ausgehend von Il. 2, 211–277 (mit Kommentar), durch die Literatur der Antike (mit Text, italienischer Übersetzung und Kommentar der Lobrede auf Thersites des Libanios aus Antiochia) bis zur Behandlung des homerischen ἀκρίτομυθος bei Shakespeare, in der Goethezeit und in Texten des 20. Jh. (z. B. im Thersites-Drama von Stefan Zweig aus dem Jahre 1907, in ‚La guerre de Troie n'aura pas lieu‘ von Jean Giraudoux, 1935, oder in dem in den 50er Jahren in Deutschland oft gespielten Stück ‚Thersites und Helena‘ von Horst Lommer, 1948).
Herbert Bannert

Mario Zambarbieri, *L'Odissea com'è. Lettura critica. Volume I: Canti I–XII*. Milano: LED – Edizioni Universitarie di Lettere Economica Diritto 2002. 903 S. (Studi e Ricerche.) ISBN 88-7916-189-X

Es ist dies der vorletzte Teil eines gewaltigen Unternehmens, der textbezogenen Besprechung und Kommentierung von Ilias und Odyssee als einheitlich geplanter Großepan (die beiden Bände zur Ilias sind 1988 und 1990 bei Cisalpino in Mailand erschienen; der abschließende zweite Band zur Odyssee wird demnächst folgen). Der Aufbau des Werks ist einfach: Jeder Gesang, unterteilt in einzelne Szenen, wird mit dem Text (von T. W. Allen) und einer genauen, wenn nötig erklärenden italienischen Übersetzung vorgestellt, jeweils mit Zwischenbemerkungen zum Kontext und zur Einordnung in den Gang der Handlung („Lettura del Canto“); es folgt ein Abschnitt mit Informationen und Erklärungen zum Text, zur Stellung im Ganzen der Odyssee, zu den Realien und eine Diskussion der wichtigsten Literatur zu einzelnen Abschnitten („Analisi del Canto“); jeweils den Abschluß bildet eine Gesamtwürdigung, eine Einordnung in die Dichtung und der Dichtung selbst in die Homerphilologie seit der Antike („Osservazioni conclusive“); diese Abschnitte ergeben insgesamt zugleich eine Darstellung der Geschichte der Homerphilologie in ihren wichtigsten Vertretern. An den Beginn des Ganzen stellt Z. eine umfangreiche Zusammenfassung der Geschichte der Homerinterpretation, eine Einordnung der Odyssee in die antike Literatur- und Kulturgeschichte, Bemerkungen zu Besonderheiten der Sprache der Dichtung, und ein ausführliches Literaturverzeichnis (die Arbeit war offensichtlich abgeschlossen, als die jüngste, allerdings auf ein anderes Ziel ausgerichtete Gesamtdarstellung der Odyssee erschienen ist: I. J. F. de Jong, *A Narratological Commentary on the Odyssey*, Cambridge 2001).

Z.s Kommentar ist ein echtes Mittelding zwischen einem den Text erklärenden Kommentar mit Lesehilfen und einer Sammlung von weiterführenden, auch Interpretationsprobleme einbeziehenden Hinweisen; für beide Kommentar-Genera liegen neuere Gesamterwerke vor, aber mit den ausgewogenen, den Philologen und den interessierten Leser gleichermaßen bedienenden, gut voneinander getrennten Informationsebenen schließt Z. eine Lücke (dies gilt auch für den Ilias-Kommentar). Einzelnes herauszuheben ist nicht angebracht, denn Z. präsentiert den Text und die Übersetzung, schon in einzelne Abschnitte – mit erklärenden Zwischenbemerkungen zur Orientierung im Kontext – gegliedert, erklärt, referiert die wichtigste Sekundärliteratur, wägt ab und gewichtet, wenn mehrere Behandlungen eines Problems vorliegen (und wo ist dies nicht der Fall?), urteilt selten. Der Lohn für die aufwendige Arbeit ist die Gewißheit der häufigen Benützung des Werkes und die Unentbehrlichkeit dieses unpräzisen, muster-gültigen und zeitgemäßen Kommentars.
Herbert Bannert

Dieter L o h m a n n, *Kalypso bei Homer und James Joyce. Eine vergleichende Untersuchung des 1. und 5. Buches der *Odyssee* und der 4. Episode (*Calypso*) im *Ulysses* von J. Joyce.* Tübingen: Stauffenburg Verlag 1998. XV, 178 S. (Ad Fontes. Quellen europäischer Kultur. 5.) ISSN 0944-4580 ISBN 3-86057-184-2

Das Buch enthält als Hauptteil eine umfangreiche, in ihrer Detailgenauigkeit faszinierende Untersuchung zur Calypso-Episode des ‚Ulysses‘, in der L. große Linien der eigenartigen und doch erstaunlich vielfältigen Homerrezeption bei James Joyce nachzeichnet, mit neuen Erkenntnissen und mit Gewinn auch für die Interpreten des Romans. Als Leitmotiv, aber auch als Warnung vor allzu leichter Suche nach Verbindungen, dient dabei der bekannte Satz von Joyce (aus einem Brief „an seine Tante Josephine Murray am 10. 11. 1922, nachdem sie sich darüber beklagt hatte, der ‚Ulysses‘ sei zu schwierig.“): „I told you to read the *Odyssey* first.“ (IX, 167, u. ö.). L. zeigt auch, was Rezeption bewirken kann, die sich nicht nur auf das Aufsuchen von ‚Vorbildstellen‘ beschränkt (und dies ist im Falle des ‚Ulysses‘ unmittelbar auch gar nicht möglich). Für die homerische *Odyssee* ergibt der erste Teil des Buches eine erneute genaue Untersuchung des Proömiums und des Aufenthalts des Odysseus bei Kalypso, mit dem die Hauptfigur zum ersten Mal in den Blick kommt; manches scheint dabei – vielleicht verständlich vor dem Hintergrund der Ergebnisse, die L. bei der Interpretation des ‚Ulysses‘-Textes erzielen konnte – zu eng gezogen zu sein: der *Odyssee*-Text legt nicht die Formulierung nahe, daß Odysseus tatsächlich „zwischen den beiden Frauen Kalypso und Penelope“ steht (11), und auch die Freiheit der Entscheidung für eine der beiden hat Odysseus bei Homer gewiß nicht (39). Der sinnierende, aus seinen Gedankenfolgen das Wort ergreifende Zeus in der Götterszene am Anfang der *Odyssee* und der damit verbundene vage Anknüpfungspunkt für den Beginn der Handlung dient doch wohl ganz gut der sofort auf das Aigisthos-Orestes-Paradigma eingeeengten Konkretisierung des zunächst offenen und ebenso vagen ἀμόθεν in Vers 10 des Proömiums. Und dann scheint mir L. eine mögliche Verbindung zwischen der *Odyssee* und dem ‚Ulysses‘ zu sehr zu betonen: „der göttliche Voyeur Hermes“ (30, 33, 60, u. ö.) ist ein Motiv, das aus der völlig stimmigen und dieses Thema als Grundmuster durchspielenden Interpretation des Joyceschen Textes zu Unrecht auf den Gott der *Odyssee* übertragen ist. Von Kalypso und von Hermes heißt es 5, 55: τὴν δ' ἔνδοθι τέτμεν εὐόσσαν, singend und am Webstuhl werkend, und 5, 75f.: ἔνθα στὰς θηεῖτο διάκτορος Ἀργεῖφόντης. αὐτὰρ ἐπεὶ δὴ πάντα ἐῶ θηήσατο θυμῷ, αὐτίκ' ἄρ' εἰς εὐρὸν σπέος ἦλυθεν. Hier steht das wunderbare Ambiente der Nymphengrotte und die schöne Harmonie des Gesamtbildes im Vordergrund des Interesses des Gottes; ganz anders das Interesse des Leopold Bloom an den ihm auf seinen Wegen begegnenden Frauen im ‚Ulysses‘. *Herbert Bannert*

Harald P a t z e r, *Die Formgesetze des homerischen Epos.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1996. 230 S. (Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Geisteswissenschaftliche Reihe. 12.) ISBN 3-515-06999-2

Es ist ein bedeutendes, aber unspektakuläres, ein bescheidenes, aber sehr anspruchsvolles Buch, das P. als Summe seiner Überlegungen und Erkenntnisse zur Poetik des homerischen Epos vorlegt, und es ist ausschließlich auf den Text bezogen: „Die philo-

logische Umgangsweise mit dem Text in diesem Buch ist streng *hermeneutisch* orientiert.“ (22) P. liest und hört die homerischen Verse, und teilt nur mit, was die formale Gestaltung und die Vorgänge in der Dichtung selbst nahelegen; Theorien und an die Dichtung angelegte Terminologien bleiben ausgeschlossen. Es ist ein Vorgang der antiken Philologie und Poetik, dem P. folgt (19). P. beginnt seine Untersuchungen, wie Aristoteles in der Poetik und in der Rhetorik, mit der Unterscheidung zwischen Alltagssprache und -sprechintonation und den davon abgehobenen Vorgängen beim Epenvortrag und im Theater: am Anfang der Formgesetze steht daher die Frage nach dem Ursprung von Hexameter und Trimeter, abgeleitet aus dem Text, ohne Rücksicht auf metrische Theorien. (P. unterscheidet den Trimeter der Komödie wegen der größeren Zahl zugelassener Auflösungen mit der Bezeichnung „leicht“ von dem der Tragödie [„schwer“]; man erinnert sich daran, daß die Komödie daher auch durch ein wesentlich höheres Sprechtempo und eine größere Schnelligkeit der Sätze gekennzeichnet war und sich also auch darin von der Tragödie und auch vom Epos unterschied [Pnigos!].) Es ist alles aus der Praxis des Sängers entwickelt, mit Bedacht auf das Gesungene, auf die Musikalität des Textes (sehr einleuchtend die Erklärung für die Entstehung des Hexameters: 40ff.). Die von P. ausgemachten 32 Formgesetze (übrigens entsprechend der Zahl der möglichen 32 Hexameter-Varianten: 37) sind in drei Gruppen eingeteilt („Bereich der Sprachgestaltung“ – „Bereich der Darstellung durch Sprache“ – „Bereich der durch Sprache dargestellten Wirklichkeit“) und als Überschrift jeweils in der Art eines Lehrsatzes formuliert; die Belege sind fast ausschließlich der Ilias entnommen („Sie ist offenbar das ältere Gedicht, auf das die Odyssee schon zitierend zurückverweist und die zum anderen mit den überkommenen Gattungsgesetzen nach wieder eigenen Regeln umgeht.“ 21; ergänzend kann P.s Skizze zur Odyssee in der Briefdiskussion mit U. Hölscher herangezogen werden: H. Patzer-U. Hölscher, *Die homerische Odyssee – Märchen, Roman oder stilisierte Adelswirklichkeit?* Poetica 23, 1991, 488–513). Besonders wichtig für das Verständnis um den Aufbau des Epos sind die zusammenfassenden Beobachtungen zu den Rüstungsszenen (112ff.) und zu Ort und Funktion der Gleichnisse in der Dichtung (119ff.; Il. 17, 4–6 als Beispiel); mit der Formulierung der Formgesetze zum „Bereich der durch Sprache dargestellten Wirklichkeit“ werden die wesentlichen Grundformen der homerischen Poetik herausgearbeitet. In der Homerinterpretation sind die von P. publizierten und von ihm angeregten Arbeiten jedenfalls Markierungen auf dem Weg zu einer am Text selbst und nicht an in den Text hineingetragenen Theorien orientierten Poetik des Epos. Ein Satz, den Harald Patzer in der Diskussion über die Odyssee zu Uvo Hölscher gesagt hat, soll ihm selbst zurückgegeben werden: „Sie retten hier, wie immer wieder, wenn Sie interpretieren, die Dichtung vor der Analyse.“

Herbert Bannert

Patrizia L a s p i a, *Omero linguista. Voce e voce articolata nell'enciclopedia omerica*. Palermo: Edizioni Novecento 1996. VII, 138 S. (Babele. Linguaggi e filosofia.) ISBN 88-373-0303-3

Sprache, Sprachentstehung und Wortbildung bei Homer und in der Welt, die das homerische Epos repräsentiert, werden mit dieser sehr willkommenen Untersuchung aus einem sprachwissenschaftlichen und einem philosophisch-naturwissenschaftlichen Blickwinkel, wie er von Hippokrates, Aristoteles und Galen in der Antike vorgegeben ist, dargestellt. Als Leitlinie gilt die Unterscheidung zwischen φωνή und διάλεκτος, also „voce“ und „voce articolata“, und die Verf. untersucht im Hauptteil des Buches alle

homerischen Wörter aus den entsprechenden Wortfamilien im Kontext und in ihrer Bedeutung (αὐδή, φωνή, *ῥφ, φθέγγομαι). Die Ergebnisse sind dabei jeweils eingeordnet in die der Antike bekannten Vorstellungen und Theorien über die Funktion der Körperorgane.

Herbert Bannert

Robert Zaborowski, *La crainte et le courage dans l'Iliade et l'Odyssee. Contribution lexicographique à la psychologie homérique des sentiments*. Warszawa: Stakroos 2002. 373 S. ISBN 83-86700-20-3

Auf einem Weg, den Jacqueline de Romilly aufgezeigt hat, stellt der Verf. dieser sehr detaillierten und sorgfältig gearbeiteten Untersuchung die lexikalischen Grundlagen zu zwei Kapiteln aus dem Gebiet der homerischen ‚Psychologie‘ zusammen. Eine genaue Durchsicht aller Belege für die Wortfelder ‚Angst‘ und ‚Mut‘ bildet den Hauptteil der Arbeit; die einzelnen Belege sind mit Berücksichtigung des Kontexts besprochen, schließlich jeweils noch in einer Tabelle mit ihrer Bedeutung (und den Übersetzungen in englischen, französischen, italienischen und polnischen Wörterbüchern) und Belegstellen zusammengefaßt. Die Untersuchung wird begleitet von einem ausführlichen Forschungsbericht zum Thema ‚Psychologie bei Homer‘ (mit umfassender Spezialbibliographie); eine Gegenüberstellung der Wortfelder zeigt, daß Ausdrücke für ‚Angst‘ dreimal so oft begegnen wie solche für ‚Mut‘, und dieses Faktum kann vielleicht auch einen Hinweis auf die Welt- und Daseinssicht des homerischen Menschen geben.

Herbert Bannert

Ernst Heitsch, *Gesammelte Schriften I. Zum frühgriechischen Epos*. München - Leipzig: K. G. Saur 2001. 272 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 152.) ISBN 3-598-77701-9

In der heute nicht mehr ganz aktuellen Scheidung der Homerinterpreten in Analytiker und Unitarier nimmt H. seit jeher eine Sonderstellung ein, weil er mit freiem Blick versucht, zunächst die sprachlichen und sachlichen Tatsachen festzustellen und darauf seine Schlußfolgerungen aufbaut (eine ganze Reihe von ihm initiierten Arbeiten zu wiederholten Versen und anderen Eigenheiten der epischen Sprache ist aus dieser Sichtweise entstanden). Analytisch ist das Ansetzen bei Unstimmigkeiten (oder vermeintlichen Unstimmigkeiten) und die daraus entwickelten Schlußfolgerungen über Entstehung und Ausgestaltung der Dichtungen; eine Gesamtsicht zeigt der darauf folgende Versuch, nicht einzelne Teile, wenn sie erkannt sind, als solche zu belassen, sondern die Ergebnisse der Analyse in eine vereinende Gesamtinterpretation einfließen zu lassen. In diesem Sinne bewundert H. die homerische Dichtung: „Der Wertschätzung der Ilias tut es keinen Abbruch, wenn in ihr Varianten erkennbar werden, die ursprünglich in einem ‚entweder so oder so‘ zueinander gestanden haben. Ich denke, das Wunder der Ilias wird in einer analytischen Interpretation erst eigentlich deutlich.“ (5).

An den Anfang dieses ersten Bandes von H.s Gesammelten Schriften (zwei weitere, zur griechischen Philosophie und zur griechischen Literatur bis zum frühen Christentum, sollen folgen) setzt der Verf. eine Zusammenschau seiner Ansichten zur Ilias und zu deren Dichter(n) aus dem Jahre 2000 („Homer‘ eine Frage der Definition“). Es folgen, darunter einige richtungweisende und inzwischen berühmt gewordene Arbeiten, H.s *Homeric*: „Der Anfang unserer Ilias und Homer“ (1980); in „Der Ausbruch der Troer in unserer Ilias“ (2000) stellt H. die Frage nach der literarischen Absicht, mit der

der Dichter die Troer im zehnten Kriegsjahr die Stadt verlassen und in die offene Feldschlacht gehen läßt, und kommt zu dem Schluß, daß der Dichter Unstimmigkeiten im Geschehensablauf in Kauf nimmt, wenn er dafür seine Erzählung interessant und für den Zuhörer spannend gestalten kann. „Solange aber ein Hörer oder Leser sich vom Erzähler für dessen zentrale Thematik gewinnen läßt, nimmt er solche Unstimmigkeiten hin, und oft wird er sie gar nicht bemerken.“ (95). Weiter: „Die Welt als Schauspiel. Bemerkungen zu einer Theologie der Ilias“ (1993); „Erfolg als Gabe oder Leistung“ (1985); „Ilias B 557/8“ (1969), eine zu Recht berühmte Arbeit zu den Versen mit der Erwähnung des Salaminischen Aias im Schiffskatalog, in der H. exemplarisch die Interpretationsmöglichkeiten nach antiken Kommentaren und Scholien vorführt und zu weitreichenden Schlußfolgerungen über schriftlich vorliegende Fassungen der Ilias kommt. Das Ergebnis, daß es vor und neben der attischen Niederschrift keine schriftlichen Fixierungen des Iliastextes gegeben habe, muß man heute freilich anders sehen. Es folgen: „Eine junge epische Formel“ (1969), „Der Delische Apollonhymnus und unsere Ilias“ (1978), „Der Zorn des Paris. Zur Deutungsgeschichte eines homerischen Zetemas“ (1967). Die Arbeit über „Homerische Dreigespanne“ (1990) bringt wieder eine exemplarische Aufarbeitung eines homerischen Zetemas, der Erklärung der verschiedenen Wagen- und Lenkerwechsel von Kämpfern in der Ilias und der Frage nach der Funktion des dritten Pferdes bei manchen Gespannen (παρήγορος), der Motivverbindungen zwischen Antilochos und Patroklos, für den er den Wagen Achills lenkt, und der Erklärung des Wortes ἰπποκέλευθος, fortgesetzt und ergänzt in „Die epische Schicksalswaage“ (1992). Dazu kommen die Besprechungen der Bücher von J. B. Hainsworth, *The Flexibility of the Homeric Formula* (1970), J. Latacz, *Homer: Tradition und Neuerung* (1982), und M. L. West, *Hesiod, Theogony* (1968). Alle Arbeiten sind unverändert abgedruckt.

Herbert Bannert

Günter Dietz, *Menschenwürde bei Homer. Vorträge und Aufsätze.* Heidelberg: Winter 2000. 246 S. (Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften. Neue Folge. 2. 108.) ISBN 3-8253-1051-5

„Vor allem ist es die Würde des Menschen und des Lebendigen, die Homer im Blick auf seine ‚Helden‘ und das einmalige evolutionäre Weltgeschehen entdeckt und in erzählten Beispielen zeitgemäß und zeitunabhängig gewertet hat.“ (aus dem Vorwort: 7). Nach dieser Leitlinie sind Vorträge und Aufsätze D.s zusammengefaßt und zu einem Ganzen geordnet: „Das Bett des Odysseus“; „Der Weg des Odysseus“ (eine aus den Epen zusammengestellte Biographie); „Der Mythos von Odysseus in der Unterwelt. Zu den Jenseitsvorstellungen in den Epen Homers“; „Das oberste Sein bei Homer“ (zu den Verben, die ‚Sein‘ bedeuten oder bezeichnen, v. a. πέλομαι); „Okeanos und Proteus, Poseidon und Skamander. Urstrom, Meer und Fluß bei Homer“; „Zur Symbolik des Schönen bei Homer, Platon und Plotin“, zusammen mit einem Aufsatz zu „Platons Symposium. Symbolbezüge und Symbolverständnis“ eine umfassende Untersuchung zum Begriff des καλόν; „Menschenwürde bei Homer“ (eine Bestandsaufnahme der Vorstellungen von ‚Würde‘, bei Göttern, Menschen, Tieren und Dingen); ergänzt wird das Ganze mit einigen Zwischentexten, Gedichten von Jannis Ritsos, Giorgos Seferis und Odysseas Elytis, die das Verständnis des Verf. von Homer-Rezeption verdeutlichen sollen.

Herbert Bannert

EPEA PTEROENTA. Beiträge zur Homerforschung. Festschrift für Wolfgang Kullmann zum 75. Geburtstag. Herausgegeben von Michael Reichel und Antonios Rengakos. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. 246 S. ISBN 3-515-07980-7

Die 18 auf homerische Themen gestimmten Beiträge geben insgesamt ein vielfältiges, in einer größeren Einheit aufgehendes Bild homerischer Forschungen, ergänzen, führen weiter und unterstreichen vielfach das, was K. in seinen Homer gewidmeten Publikationen herausgearbeitet hat.

Zum Text und zur Sprache der Epen: Michael Reichel behandelt Text, Aussage und Zusammenhang eines umstrittenen Verses aus der Diapira der Ilias (Il. 2,356 = 590). – Egbert J. Bakker versucht, χρόνος, κλέος, Begriffe und Vorstellungen von Zeit, Zeitspannen und Zeiträumen bei Homer, in der lyrischen Dichtung und bei Herodot zu erfassen und in eine Entwicklung zu stellen, die von der (fehlenden) Vorstellung unbegrenzter Zeiträume zur Determinierung von Zeitspannen führt. (Eine ungedruckte Wiener Diss. kann für die frühe Tragödie ergänzend herangezogen werden: E. Plaimauer, Zeit und Erinnerung in den *Persern* des Aischylos, Wien 2002.) – Walter Burkert beschreibt den Begriff ὀπλοῦντες (‚bewaffnet‘ und ‚jünger‘) und zeigt, daß die Bedeutungen dieses Wortes mit der Tradierung des (erhaltenen) Anfangsverses der Epi-gonoi in Verbindung stehen. Die Aoiden haben eine einmal gefundene, einprägsame Formulierung offensichtlich beibehalten und eher die Bedeutung als die Form geändert. – Gregory Nagy, ‚The Language of Heroes as Mantic Poetry: Hypokrisis in Homer‘, untersucht den Gebrauch von ὑποκρίεσθαι im homerischen Epos und den Zusammenhang der Sprache des Epos mit der Sprache von Orakeln und Sehern.

Zur Interpretation einzelner Szenen: Malcolm Willcock verweist auf die nicht immer ausreichend erkannte Bedeutung des 17. Buches der Ilias, des Kampfes um den toten Patroklos, die Rüstung und das Gespann des Achilleus, für den Abschluß des Dritten Kampftages und den Gesamtzusammenhang der Dichtung. – Seth L. Schein unterstreicht die Bedeutung einer Szene dieses Buches, des Kampfes um das Gespann, und beschreibt die konzise und eindrucksvolle Darstellung der Konfrontation zwischen Gott und Mensch, Leben und Tod in dieser Szene. – Françoise Létoublon untersucht Erzählform und Gestaltung von Seestürmen und Meeresszenen in der Odyssee.

Zum Verhältnis Ilias-Odyssee: Irene J. F. de Jong beschreibt die Gestaltung der Reden in der Odyssee als Weiterentwicklung einer Technik des Iliasdichters mit Hilfe eines narratologischen Ansatzes und bestätigt auch von diesem Ansatz her, daß der Odysseedichter sich in seiner Darstellungstechnik auf die Ilias bezieht. – Antonios Rengakos gibt einen Überblick über die poetischen, darstellungstechnischen und inhaltlichen Besonderheiten der Odyssee gegenüber der Ilias und behandelt dabei besonders die immer wieder besprochenen typischen Zetemata der Odyssee aus neuer literaturwissenschaftlicher Sicht.

Zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte: Martin West untersucht die erste Phase der Wirkungsgeschichte der homerischen Epen und deren Reflexe in der Dichtung von Sappho und Alkaios. – Franco Montanari beschreibt die Problemlage, der sich die alexandrinischen Philologen bei ihrer Bearbeitung der Epentexte zu stellen hatten, und deren Versuche, der Geschichte des Homertextes nachzugehen oder vielmehr eine solche zum ersten Mal zu erkennen. – Bernhard Zimmermann gibt einen Ausblick auf die Dramatisierung homerischer Motive am Beispiel des Aias des Sophokles. – Heinz-Günther Nesselrath bespricht einen Text ironisch gebrochener, antiker Homerphilologie, wie er in Lukians *Verae Historiae* 2,20 vorliegt, vor dem Hinter-

grund anderer exegetischer Texte (Scholien). – Albrecht D i h l e, ‚Studien zur Homer-Allegorese‘, untersucht die dem Plutarch zugeschriebene Kompilation über Leben und Werk Homers (De Homero) und neuplatonisches Gedankengut in diesem Text, bei Porphyrios, Proklos, und in der Schrift des Saloustios. – Eckard L e f è v r e macht eine an Johannes Aurispa mit Bezug auf die Litai im neunten Gesang der Ilias (9, 502–512) ausgesprochene Bitte des Humanisten Antonius Panormita (Antonio Beccadelli, 1394–1471) um eine Martialhandschrift bekannt. – James P. H o l o k a schließlich gibt eine aufschlußreiche Beschreibung der Wirkungsgeschichte des vor allem in Frankreich, England und Amerika sehr einflußreichen Essays ‚L’Iliade ou le poème de la force‘ von Simone Weil (1940, die englische Übersetzung von Mary McCarthy erschien 1945).

Zur Oral Poetry: John M. F o l e y gibt in seinem Beitrag ‚What South Slavic Oral Epic Can – and Cannot – Tell Us about Homer‘ einen zusammenfassenden Überblick über seine Forschungen an den Texten, die Milman Parry gesammelt hat.

Und schließlich geht Georg W ö h r l e, ‚Sexuelle Aggression als Motiv in den homerischen Epen‘, versuchsweise mit den Methoden und Begriffen moderner Sichtweise einem Thema nach, das sich der antiken Gesellschaft in dieser Form zweifellos nicht gestellt hat.

Herbert Bannert

Omero tremila anni dopo. Atti del congresso di Genova 6–8 luglio 2000, a cura di Franco M o n t a n a r i con la collaborazione di Paola A s c h e r i. Roma: Edizioni di Storia e Letteratura 2002. XVII, 722 S. Ill. (Storia e Letteratura. Raccolta di Studi e Testi. 210.) ISBN 88-8498-059-3

Die großen Themenbereiche dieses ausgezeichnet dokumentierten Versuchs, die Konturen des derzeitigen Standes der homerischen Studien zu erfassen, betreffen den Text, die Textüberlieferung, und die archäologischen und historischen Quellen zur epischen Dichtung. Die einzelnen diesen Bereichen zugeordneten Beiträge behandeln: die formelhafte Sprache Homers, insbesondere vor dem Hintergrund formelhafter Diktion in serbokroatischer Heldendichtung (Georg D a n e k), die Entfaltung des epischen Geschehens bei Homer und im Epos von der Hochzeit des Smailagić Meho (Rainer F r i e d r i c h), direkte Reden im homerischen Epos (Mario C a n t i l e n a), einige Motive der Odyssee, auch in der Sicht neuerer Homerforschung (Jenny S t r a u s s C l a y), und Beobachtungen zum mythologischen Hintergrund der Odyssee (Seth L. S c h e i n); ferner finden sich Studien zum Text: Fragen der Frühgeschichte epischer Texte und der homerischen Textkritik im 6. und 5. Jh. v. Chr. (Albio Cesare C a s s i o), Erkenntnisse zum Text des Zenodot (Martin L. W e s t; Kurzfassung von: Studies in the Text and Transmission of the Iliad, München-Leipzig 2001, Kap. 2), und ein Beitrag zum Verständnis seiner Methoden am Beispiel der Bezeichnungen für ‚Olymp‘ und ‚Himmel‘ (Maria N o u s s i a), hellenistische Dichter und ihre Stellung zum homerischen Epos (Antonios R e n g a k o s), ein Blick auf Homer durch die uns erhaltenen Scholien und die Frage des Zwecks dieser Texte (Martin S c h m i d t), und die Rolle der epischen Dichtung in der antiken Pädagogik (Robert L a m b e r t o n); zu archäologischen und historischen Forschungen und ihrer Bedeutung für die Homerinterpretation: ein Bericht über Stand und Erkenntnisse der jüngsten Grabungen in der Troas (Manfred K o r f m a n n), Zypern im Epos (Vassos K a r a g e o r g h i s), eine umfangreiche und ausführlich dokumentierte Studie über die Frage der Spiegelung zeitgenössischer Verhältnisse und die Selbstrepräsentation einer mykenisch-minoischen Adelsschicht in den Epen (Jan Paul C r i e l l a r d), eine ebenso eingehende Untersuchung zur Auswertung historischer Quellenangaben in den homerischen Gedichten über die frühe Polis (Karl-Joachim H ö l k e s -

k a m p), und schließlich ein Überblick über Geschichte und Archäologie Anatoliens und der östlichen Ägäis zur Zeit des Trojanischen Krieges (Mario B e n z i). Dazu kommen noch zusätzliche, kürzere Beiträge: zur Kalydonischen Jagd (Peter G r o s s a r d t), zur Analyse homerischer Reden (Bruce H e i d e n), zur Bedeutung literaturwissenschaftlicher Methoden für die Homerinterpretation (René N ü n l i s t), zur Bedeutung des Symposions (Marek W e c o w s k i), zu den Giftpfeilen des Odysseus und der historisch-topographischen Bedeutung von Ephyra (Roberto N i c o l a i), zur Deutung der ἔπεα πτερόεντα (Patrizia L a s p i a) und einige Beiträge zur Homerrezeption: Homerzitate in der Homervita des Herodot (Maria V a s i l o u d i), Aspekte der Kulturentstehungslehre des Poseidonios (Marco M a r t i n), weiters zur 11. Rede des Dion Chrysostomos (Sotera F o r n a r o), zu den Homercentonen (Rocco S c h e m b r a), zu sprachlichen (Maria Lucia A l i f f i), historischen (Alessandro G r e c o) und archäologischen (David B o u v i e r) Aspekten homerischer Kampfdarstellungen, sowie bemerkenswerte Blicke auf andere Kulturkreise, die Einzelfragen der Homerinterpretation beleuchten können (Richard W h i t a k e r, Folake O n a y e m i). Verschiedene Standpunkte und verschiedene Blickwinkel auf das Ganze zeigen auch in dieser Sammlung immer wieder die Unerschöpflichkeit dessen, was uns im Homertext vorliegt. *Herbert Bannert*

Richard S e a f o r d, Reciprocity and Ritual. Homer and Tragedy in the Developing City-State. Oxford: Clarendon Press 1994 (1995 Ppb.). XIX, 455 S. ISBN 0-19-815036-9

Dieses Buch hat einen interessanten Titel und bietet einen bemerkenswerten Zugang zur Interpretation von Epos und Tragödie. S. beginnt mit einer Untersuchung der auf gegenseitigem Austausch beruhenden Akte in der homerischen Gesellschaft: Das Geben von Geschenken begründet die Verpflichtung zu einer Gegengabe, gleichzeitig sind aufbewahrte oder noch ausstehende Geschenke eine Art ‚Soll und Haben‘ der frühgriechischen Gesellschaft. Das Prinzip der wechselweisen Verpflichtung gilt in friedlicher Sicht für das Geben von Brautgaben ebenso wie, den Göttern gegenüber, für das Geben von Opfern im Austausch für (in der Gebetsanrufung ausdrücklich erwartete) Gnadenerweise; im feindlichen Sinn gilt es freilich auch für Rachehandlungen wie die urtümliche Verpflichtung zur Blutrache (in der modernen Literatur vielleicht am eindrucksvollsten dargestellt in der Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse in Albanien, die Ismail Kadaré in seinen Romanen gegeben hat: zu 89ff.) und für Eroberungsfeldzüge. Diese Prinzipien wirken fort in der sich entwickelnden Polis, freilich unter geänderten Voraussetzungen und Erscheinungsformen. Das Ordnungsprinzip sieht S. primär im Mythos, der sich in die Polis integriert, repräsentiert durch Dionysos, dessen Kult nicht Auflösung und Zerstörung in die griechischen Gesellschaften gebracht, sondern, im Gegenteil, die Einheit und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger gefördert und verstärkt hat. S. argumentiert auf dieser Linie die Bedeutung der Tragödie als Element der Aufhebung gewalttätiger Rituale, besonders im Zusammenhang mit Totenriten und Rachehandlungen. Die Belegstellen, aus dem homerischen Epos und aus den Tragödien, sind im einzelnen detailliert ausgewertet. Was hier nur kurz referiert ist, behandelt S. gründlich, konzentriert zunächst auf die literarischen Zeugnisse, in einem weiteren Horizont aber auch eingeordnet in die historischen Situationen, ergänzt durch ausführliche Besprechungen der modernen Forschung. Die abschließende Bibliographie ist reichhaltig, aber durch unzählige Fehler entstellt. *Herbert Bannert*

* * *

Reinhold Bichler - Robert Rollinger, Herodot. Hildesheim - Zürich - New York: Olms 2000. 209 S. (Studienbücher Antike. 3.) ISBN 3-487-10931-X ISSN 1436-3526.

Der vorliegende (Paperback-)Band zweier Innsbrucker Althistoriker gliedert sich in einen ‚Darstellungsteil‘, von R. B i c h l e r, und einen ‚Forschungsteil‘, von R. R o l l i n g e r (vgl. 11f.); die Teile erörtern „Aufbau und Inhalt des Werkes; Die Dimensionen von Raum und Zeit; Wildheit und Zivilisation: Elemente einer Kulturtheorie; Herrschaft und Knechtschaft: Die Geschichte der Völker; Politik und Staatsgestaltung: Die Geschichte der Griechen; Macht und Verantwortung: Die Protagonisten der Geschichte“; bzw. „Einleitung, Biographie; Die antike Überlieferung; Byzanz als Brücke der Überlieferung, Von der Spätantike zur Renaissance; Die Wiederentdeckung: Die Renaissance; Die neue Begeisterung: Frühe Neuzeit und Aufklärung (1500–1800); Exkurs: Versuch einer Systematik der mit Herodot verbundenen Forschungsprobleme; Das 19. Jahrhundert; Das 20. Jahrhundert; Sprache und Textüberlieferung; Literaturverzeichnis“.

Trotz einer Fülle in beiden Teilen vorgelegter Einzeldaten und trotz der erfreulich einbekannteren „Liebe und Bewunderung“ beider Autoren gegenüber Herodot (11f.) will sich seltsamer Weise ein Gesamtbild des *pater historiae* (Cic. leg. 1, 5), als des ersten wahrhaft historisch gestaltenden Autors, nicht so recht einstellen. Der Darstellungsteil bietet, um „den gedanklichen Reichtum dieses Werks anschaulich zu machen“ (11), eine durchaus willkommene Zusammenstellung verschiedenster kultur- und sozialgeschichtlicher Daten, die der antike Autor als Früchte seiner Reisen und Forschungen und seiner darauf aufbauenden Reflexionen überliefert: beispielsweise zu unterschiedlichen Kulturstufen als Grundlage historischen Bewußtseins, darüber hinaus auch manche seiner historisch-politischen Überlegungen: zur Verlockung der Macht gleicherweise bei ‚Barbaren‘ und Hellenen, einem der Leitmotive der Historien, zum Verhalten der Griechen nach dem Sieg, das ein halbes Jahrhundert später zur Katastrophe führen sollte, oder zu den eigennützig-machtpolitischen Berechnungen kleinasiatischer Tyrannen, wie des Histiaios und Arkesilaos (98f. 84f. 72. 75).

So weit so gut und interessant (bisweilen sogar erstaunlich bis erschreckend); jedoch findet sich (bekanntlich) ein beträchtlicher Teil der (zumindest letztlich auch historisch-politisch relevanten) Reflexionen Herodots, somit seines ‚gedanklichen Reichtums‘, gerade nicht in unmittelbar darstellenden Partien, sondern in den schon von Cicero (ibid.) so genannten *innumerabiles fabulae*, bedeutsam schon ab der frühen lydischen Geschichte, und wohl auch in der überlegten Gesamtgestaltung des Werkes (die man lange nicht sehen konnte oder wollte). Diese Aspekte bleiben (offensichtlich weil nicht unmittelbar ‚historisch‘?) in B.s ‚Darstellung‘ leider weitgehend außer Betracht. ‚Darstellung‘ scheint hier allein im Sinne eines Gen. subiect. („des Autors“) verstanden, wogegen der unbefangene Leser wohl auch eine Darstellung im Sinne des Gen. obiect. erwartet, die nicht nur auch den Autor als solchen, sondern darüber hinaus seine (im Fall des Herodot historische) Aussageabsicht in der Gesamtkomposition seines Werkes in den Blick nimmt. So wird etwa Herodots programmatisches Prooimion nur kurz gestreift (B., 14), sein Satz über gleiche Darstellung des Kleinen und Großen (immerhin die Grundlage seiner bewunderten Objektivität) dort gar nicht, sein Vorhaben des *λέγειν τὰ λεγόμενα* aber erst als Schadewaldtsche Interpretation erwähnt (R., 151); und die grundlegend deutenden Dialoge Kroisos - Solon oder Xerxes - Artabanos bzw. Demarat erscheinen fast nur in Anmerkungsverweisen.

Diese Gestaltung des Bändchens wird zwar eher verständlich aus seiner Entstehungsgeschichte, ist doch sein erster Teil offensichtlich ein stark gekürzter Auszug des von B. etwa gleichzeitig vorgelegten umfangreichen Bandes ‚Herodots Welt‘, Berlin 2000, dessen Titel freilich mit gutem Recht auf das historische, kulturelle, soziologische und völkerkundliche Umfeld verweist. Es fragt sich aber, ob im vorliegenden Fall ‚Darstellung‘ und ‚Forschung‘ sinnvoll getrennt erscheinen bzw. unter dem Titel ‚Herodot‘ tatsächlich ein geschlossenes Ganzes ergeben.

So findet sich in der Erörterung von ‚Aufbau und Inhalt‘ die Bedeutung der Kandaules-Gyges- und der Kroisos-Geschichte (nicht nur des Solon-Dialogs) für Deutung und Komposition des Gesamtwerkes kaum angesprochen, auch die jeweils zwei Seiten über Assyrier, Babylonier und Lyder bzw. Meder und Perser oder über Kroisos, Kyros oder Xerxes wirken eher dürftig: sehr verkürzt die Episode des Warners Artabanos zu Anfang des 7. Buches (B., 94, vgl. 106); und Kroisos erscheint als „blutiger Despot, dessen Machtfülle auf Folter und Mord am eigenen Stiefbruder beruhte (1 92)“: doch war Kroisos’ Opfer nicht sein Bruder, sondern ein ungenannter Widersacher, der sich für diesen eingesetzt hatte (so etwas ging an orientalischen Königshöfen bei abweichendem Ergebnis nie gut aus; derselbe Fehler übrigens auch in ‚Herodots Welt‘, 253f.), zudem findet sich diese Bemerkung erst im ‚kulturhistorischen Anhang‘ zur Geschichte des Kroisos, wo Herodot noch dessen Weihegeschenke versammeln, sicher diesen selbst aber nicht mehr negativ charakterisieren wollte. Auch die Tragödie um Kroisos’ Sohn und seinen (von Kroisos sogar entsühnten) unfreiwilligen ‚Töter‘ Adrastos zeigt nicht gerade Kroisos’ „Willkür“ (B., 86f.), sondern die Unmöglichkeit, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen einem verhängten Schicksal entkommen zu können. Zum ‚Warner‘ wäre jedenfalls die (leicht zugängliche, wenn auch etwas schwierig zu lesende) Studie von H. R. Immerwahr, ‚Tat und Geschichte bei Herodot‘ (in: Marg³ 1982, 497–540), zu zitieren (auch unter ‚Literatur‘, 188), die (zumindest m. E.) Wesentliches beiträgt sowohl zur (notwendig letztlich erfolglosen) Funktion der Warnergestalten als auch zum Bild des Xerxes und damit zum Gesamtverständnis des Werkes.

Im zweiten Teil erscheint etwa der Titel ‚Die antike Überlieferung‘ etwas mißverständlich: zumindest unter Philologen versteht man darunter die handschriftliche Überlieferung eines Textes, nicht Fragen der Rezeptions- und Deutungsgeschichte, und seltsam mutet doch der Exkurs zur ‚Systematik der mit Herodot verbundenen Forschungsprobleme‘ an (130ff.), mit vier Titeln auf zweieindrittel Seiten; der dritte Untertitel, ‚Charakter und Genese der Historien‘ (Thema für eine veritable Monographie!) bringt es gerade einmal auf 20 Zeilen.

Wichtiger als manches Einzelne erscheint (mir) ein Hinweis: Die Fragen ‚literarischer Gestaltung‘ und ‚einheitlichen Grundgedankens‘ führen zu Recht zu ‚Hdt. als nationalem Geschichtsschreiber‘ (148–155): nach Jacoby und anderen sind als wesentliche Interpreten auch in historischem Sinn Regenbogen, Schadewaldt (peinlicher Weise ständig als „Schadewaldt“ verschrieben, auch im Literaturteil!), dagegen Hellmann und wieder Pohlenz genannt, letzterer für besondere Betonung des nationalen Gedankens, ferner Egermann und Gigante; hier findet sich nun manches des im ersten Teil Vermißten (aber gehört all dies nur unter ‚Forschung‘?). Die vom überwiegenden Teil dieser Autoren meist betonte große historische Sicht, die (tatsächlich) in der Gestaltung des Werkes in sechs (präluzierenden) plus drei (kulminierenden) Büchern deutlich wird (als ‚national‘ jedoch unter ‚Vorstellungen des 19. Jahrhunderts‘ nur im berichtenden Konjunktiv erscheint, etwa 153f.), wird 155 in sechs Zeilen relativiert, ohne daß dafür Überzeugendes angeboten wird („erst allmählich gelang es der Forschung, sich von derartigen Bildern zu lösen ...“). Doch ist wohl der Gegensatz ‚Hellenen-Barbaren‘ bei

Herodot, der (in alter homerischer, griechischen und troischen Adel als ebenbürtig betrachtender Tradition) die hohe Kultur der orientalischen Völker vielfach hervorhebt, nicht in erster Linie ‚ideologisiert‘ gesehen, sondern schlicht im Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft (freilich einem wesentlichen Bestandteil ‚politischer Kultur‘), den Demarat gegenüber Xerxes deutlich macht. Relativiert man ein wenig die (zugegeben oft allzu) nationale Rhetorik von Pohlenz als Ausdruck seiner Zeit (man denke etwa an seinen Titel ‚Antikes Führertum‘ zu Panaitios und Cic. off.), so bleiben doch Anspruch und Verdienst des Herodot unbestritten, den Kampf des – allerdings nur unter der konkreten Bedrohung geeinten – griechischen Volkes um seine Freiheit gegenüber der Ausbreitung der persischen Hegemonie für alle Nachwelt sehr eindrucksvoll gestaltet zu haben, abgehoben von jeder ‚Ideologie‘, wobei er in tragischer Weise noch erleben mußte, selbst das Schicksal seiner Warnergestalten zu erleiden.

Für Studierende (für die das Bändchen doch in erster Linie gedacht ist) scheint somit der lapidare Titel ‚Herodot‘ etwas mißverständlich, da auf der Ebene der Interpretation die versprochene „Einführung in die gedankliche Vielfalt des Texts“ (11) in mancher Hinsicht zu kurz kommt; (nicht nur) für diese Zielgruppe wäre (neben der erwähnten Studie von Immerwahr) als gute und reichhaltige (streckenweise allerdings allzu umschweifig-ausführliche) Einführung unbedingt zu zitieren: W. Schadewaldt, *Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Griechen, Herodot-Thukydides*, Tübingen Vorlesungen 2, Frankfurt 1982 (und dessen gleichnamiger Artikel seit langem in weiterer Neuauflage in ‚Hellas und Hesperien‘ 1, 1970, 559–580!), und die sehr lesenswerte und informative Studie von H. Strasburger, *Herodot als Geschichtsforscher*, erschienen als Nachwort der Hdt.-Übersetzung von W. Marg, 2, Zürich-München 1983, 383–465 (leider nicht mehr enthalten in der von Rollinger, 176 zitierten Neuauflage aus 1991).

Klaus Zelzer

Heinrich Dörrie - Matthias Balt es, *Die philosophische Lehre des Platonismus: Von der »Seele« als Ursache aller sinnvollen Abläufe. Bausteine 151–168 bzw. 169–181: Text, Übersetzung, Kommentar. Stuttgart-Bad Cannstadt: frommann-holzboog 2002. XIV, 436 bzw. IX, 454 S. (Der Platonismus in der Antike. 6.1 und 6.2) ISBN 3-7728-1158-2*

Mit dem in zwei Teilen erscheinenden 6. Band erreicht das von H. Dörrie geplante und begonnene und von M. Balt es erfolgreich fortgeführte Quellenwerk zum antiken Platonismus einen zentralen thematischen Höhepunkt der Lehre und die zweite Hälfte des auf 300 Bausteine berechneten Unternehmens. Zusammengestellt sind diesmal Texte zur Seelenlehre, während die früheren Bände die „geschichtlichen Wurzeln“ (1) bzw. den „hellenistischen Rahmen des kaiserzeitlichen Platonismus“ (2), den „Platonismus im 2. und 3. Jh. n. Chr.“ (3) und von der Lehre schließlich die „Platonische Physik (im antiken Verstande)“ behandelten (4 und 5). Folgen soll mit dem 7. Band die Theologie (nach früherer Ankündigung mit den Bausteinen 182–230).

Das System der Bausteine geht auf Dörrie zurück, die Auswahl der Texte zuletzt auf Balt es, und es ist gut, daß dieser sich dabei nicht sklavisch an die Zeit des Mittelplatonismus gehalten, sondern sich oft auch bemüht hat, die antike Diskussion eines Problems bis zum Ende darzustellen (vgl. Vorwort zum 5. Band). So ist die Problemlinie gern auch bis zum Neuplatonismus weitergeführt. Die Thematik verzahnt sich naturgemäß auch mit den anderen Bänden: so steht die wichtige doxographische Zusammenfassung von Platons Seelenlehre bei Herakleitos, Quaest. Hom. 17 schon in

nr. 54.4 (unter Platon und Homer) im 2. Band, wo zur rechten Bewertung der behaupteten Beziehung im übrigen der gesamte Text der Allegorie (Epiphanie der Athena im A als innerer Vorgang in Achill) gelesen werden muß. Doxographisches bringt „zur Definition der Seele“ B. jetzt in nr. 151 (Cicero, Macrobius, Nemesios von Emesa) mit genauer Besprechung im Kommentar, die allerdings m. E. die souveräne Ungenauigkeit solcher Tradition etwa bei Cicero nicht ganz vermittelt. Das Thema der Seele konnte auch in den Bänden zur „Physik“ nicht fehlen, doch nun stellt es sich in seiner ganzen Vielfalt dar, mit Blick auch auf die Einzelseele, die Arten von Seele, die Teile der Seele, die Unsterblichkeit und Präexistenz, die Ideenschau, die Einkörperung und das Schicksal nach dem Tode. Diese wenigen Schlagworte müssen genügen, um eine reiche Fülle wichtiger Texte, die hier überschaubar gemacht ist, anzudeuten. Es ist diese Sammlung, wie schon wiederholt gesagt, eine wichtige Hilfe bei platonischen Studien.

Für Anzeigen der früheren Bände des Werkes s. WSt. 104 (1991), 313; 106 (1993), 226; 110 (1997), 275 und 112 (1999), 233. Möge das Unternehmen so wie bisher fortschreiten und seine glückliche Vollendung finden!

Hans Schwabl

Demosthenis Orationes. Recognovit, apparatu testimoniorum ornavit, adnotatione critica instruxit M. R. DILTS. Tomus I. Oxonii: E Typographaeo Clarendoniano 2002. XXXIII, 318 S. (Oxford Classical Texts.) ISBN 0-19-872168-4

Nach den jüngst veröffentlichten kritischen Ausgaben der or. 21 und or. 19 von D. M. MacDowell (Oxford 1990 und 2000), die einen wichtigen Fortschritt in den Untersuchungen zu der komplizierten Demosthenesüberlieferung darstellen und ein schönes Beispiel wissenschaftlich verantwortlicher und den Ansprüchen der modernen Forschung entsprechender editorischer Arbeit bieten, hat man mit großen Erwartungen dem ersten Band der neuen OCT-Demosthenesausgabe von D. entgegen gesehen. Nun ist der Band erschienen. Er enthält die Reden (orr.) 1–18 des Corpus Demosthenicum und ist der erste von geplanten vier Bänden, die die frühere Oxford-Ausgabe ersetzen sollen (S. H. Butcher: Vol. I, 1903; Vol. II, Pars I, 1907; W. Rennie: Vol. II, Pars II, 1921; Vol. III, 1931), und dies „in the light of more recent scholarship“ (so im Klappentext der neuen Ausgabe).

D. ist einer der wenigen Philologen unserer Zeit, die den Mut und die Arbeitskraft haben, sich mit der verwickelten und vielfältigen Textüberlieferung des Demosthenes zu beschäftigen. Bereits in den 70er Jahren veröffentlichte er seine ersten Untersuchungen zu den Demosthenes-Scholien, die er später in zwei Bänden bei Teubner herausgegeben hat (1983, 1986). Seit seinen frühesten Arbeiten hat D. mit Mikrofilmen und Reisen zum Studium der Hss. in situ die Basis für seine Forschungen gelegt, die schließlich zu dieser neuen OCT-Ausgabe geführt haben. Auf ihrem Umschlag liest man folgendes: „It is based on a thorough study not only of the medieval manuscript tradition but of papyrus fragments, some of them published only in the past few years, and of quotations in other authors, many of which have not previously been used for this purpose; a comprehensive apparatus of testimonia is printed underneath the text.“

D.s Textkonstitution ist im wesentlichen das Ergebnis jener Lesarten, die die vier Haupthandschriften (SAFY) bieten. Deren Lücken – d. h. die Verluste in A und Y – füllt er durch spätere Codices auf, die seiner Meinung nach eng zu diesen zwei Hss. gehören. Den Papyri und Pergamentfragmenten (und auch den testimonia) mißt er offenkundig wenig Wert bei. Was nun die (auf englisch verfaßte) Praefatio und den

Apparat betrifft, könnte man freilich mehr erwarten. In der Praefatio fehlen, trotz eines an sich gut lesbaren Überblicks über einige Aspekte der Textgeschichte, ausführlichere Informationen über die Hss. und die Textüberlieferung der Reden 1–18: D. gibt, im Gegensatz z. B. zu MacDowell, weder über die von ihm durchgeführten Kollationen, noch über seine Untersuchungen und ihre Ergebnisse ausreichende Auskunft. Es fehlt ein Hinweis auf L. Canforas *Inventario dei manoscritti greci di Demostene* (Padova 1968), wie auch auf wichtige Untersuchungen zur Überlieferung des Demosthenes-textes, die seit der letzten OCT-Ausgabe publiziert wurden (Irmer und MacDowell werden zwar erwähnt, aber ihre Bedeutung für die Kenntnis der Textüberlieferung ist m. E. zu wenig hervorgehoben). Im kritischen Apparat weicht D. nicht selten vom Prinzip ab, die vier Haupthandschriften (und dort wo sie verstümmelt sind, die ihnen am nächsten kommenden Hss.) sorgfältig zu dokumentieren; in der Scheidung der Korrektorenhände hat er leider keinen Fortschritt erzielt: im Vergleich zur Teubner-Ausgabe von Fuhr (1914), der die erste Hand von anderen bzw. jüngeren Korrektoren unterscheidet (z. B. A¹, A², A³, S¹, S^d, S rec.), hat sich D. nur auf die Angabe „A^{ac}“ (ante correctionem), „A^{cc}“ (post correctionem) und „A^{vp}“ beschränkt (lediglich auf den S. 50, 56 und 104 findet man „A^{c(ma)c}“, „S^{cma}“, „corr. S^{ma}“, wobei „ma“ ‚lectio manus primae‘ bedeutet). Ein wichtiger Beitrag der neuen Oxford-Ausgabe ist eine reiche Sammlung der in der indirekten Überlieferung erhaltenen Demosthenes-Stellen (nebst einer Liste der entsprechenden Ausgaben: S. XXV–XXX).

Hier sollen einige Beobachtungen zur Praefatio und zum Apparat folgen; bei der Überprüfung der Angaben habe ich mich vorwiegend auf die Reden 4 und 6 konzentriert, die ich aufgrund der mir zugänglichen mittelalterlichen Hss., der Papyri und Pergamentfragmente mit einiger Zuverlässigkeit beurteilen konnte.

In der Praefatio sind die gebotenen Informationen manchmal zu knapp, manchmal unklar, manchmal ungenau; z. B. im ersten Teil („Text history in antiquity“) steht auf S. VIII in der Liste der Lesarten, die auf die Antike zurückgehen, zum Codex F folgende Angabe: „4.27 ἱππαρχον SA : ἱππάρχου F Π3 Hermog.“. Im kritischen Apparat wird zu dieser Stelle notiert: „ἱππάρχου F Π3 Hermog. (303) Anon. Fig. (bis) Ios. Rac. : ἄρχοντας Hermog. (316) Syr. Anon. Id.“. Die Überprüfung ergibt aber folgendes: In A ist der § 27 nicht erhalten; möglicherweise hat D. statt A* (Sammelsigel für die vier zum Ersatz von A dienenden Hss., d. h. Ag A^{sup} Cd Ll) A geschrieben, jedoch haben von diesen vier Hss. Ag A^{sup} Ll die Lesart ἱππάρχου, während in Cd das Wort (und auch das folgende παρ' ὑμῶν) im Text fehlt. Weiters: Die Lesart von S kann man auch in P. Oxy. LXII 4319 („Π4319“ bei D.) finden: ππ[α]ρχον, was D. nicht bemerkt hat, weil er hier offensichtlich Opfer seines eigenen – unglücklich aufgebauten – „apparatus of testimonia“ geworden ist. Hier notiert er die in P. Oxy. LXII 4319 erhaltene Passage mit den §§ 26/27 der Rede 4 folgendermaßen: „26 πε[ρ] γὰρ–27 ἱπ[π]αρχον“, wobei aber das letzte Wort in Wirklichkeit das erst später in § 27 folgende ἱππαρχον seines Textes ist (also auf S. 42, Z. 2), und nicht das erste (S. 41, Z. 24). Abschließend ist zu bemerken, daß auch in den Hss. Af T Wd (zu Wd statt Wb siehe unten), die D. zur Ersetzung von Y benutzt hat, dieses Wort (und das folgende παρ' ὑμῶν) fehlt.

Im zweiten Teil der Praefatio („Primary manuscripts“) ist die Herkunftsangabe von S ungenau: der Codex hat βιβλίον μόνῃς τῶν Σωσάνδρων, nicht Σωσάνδρου, wie D. schreibt (S. IX). – Zu den Datierungen der A*-Hss. (S. X): Ag gehört in das Ende des 14. Jh., nicht in das 15. Jh., vgl. den Katalog von Ae. Martini - D. Bassi (in der Sigla-Liste, S. XXXI, steht jedoch die richtige Datierung); A^{sup} wurde auf Grund der Schrift etwa am Ende des 13./Anfang des 14. Jh. geschrieben, nicht im 15. Jh.; zu Cd vgl. A. Pontani (in: *Libreria Domini*, Bologna 1995, 354–355) und ihren Hinweis auf die

Untersuchungen von G. Prato; was L1 betrifft, kann man lediglich feststellen, daß die falsche Datierung in das 13. Jh., die man im Nares-Katalog und später bei Vömel, und leider auch in Canforas *Inventario* findet, von Irmer, MacDowell, und jetzt auch von D. übernommen wurde. Diese Datierung kann keinesfalls richtig sein, denn man weiß, daß fol. 1r–73v (orr. 1–11) von Johannes Rhosos, dem bekanntesten Kalligraphen des 15. Jh., geschrieben wurden; fol. 75r–304v, in denen unter anderem auch or. 18 enthalten ist, hat Michael Lygizos geschrieben. Die richtige Datierung in das 15. Jh. findet sich schon im Thompson-Katalog (1889) und bei Drerup (Vorläufiger Bericht, SBAW 1902), und bereits M. Vogel und V. Gardthausen haben die Handschrift unter den von J. Rhosos geschriebenen Hss. zitiert (Die griechischen Schreiber des Mittelalters und der Renaissance, Leipzig 1909, 191); außerdem wurde sie im Aristoteles Graecus (1976) ausführlich beschrieben. – Man fragt sich, warum gerade diese Hss. zur Ersetzung des verlorenen Teils von A genommen wurden. Die Erklärung „[they] share the errors of A elsewhere and have, in addition, separative errors“ genügt nicht, vor allem wenn ihre Zugehörigkeit zu A zum Teil umstritten ist (vgl. etwa L. Canfora zu Cd, in: *Libreria Domini*, 1995, 387–399). – Von den drei von D. zur Ersetzung des verlorenen Teils von Y verwendeten Hss. (Y*) enthält T von den Reden 1–7, 19 nur die Reden 1–4, was hier nicht notiert wurde; bei der letzten Handschrift „Wb Vienna, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. phil. gr. 105, 15th c.“ ist es offenkundig zu einer Verwirrung gekommen: Wb stammt zwar aus dem 15. Jh. (2. Hälfte, siehe den Katalog von H. Hunger), das Sigel und die Datierung gehören aber nicht zu Vind. Phil. gr. 105 (Wd), sondern zu Vind. Phil. gr. 70 (Wb), über den Dieter Irmer urteilt, daß er „sich ohnehin nicht einordnen läßt“ (Zur Genealogie, 79 und 87). Es ist eher anzunehmen, daß bei D. die Angabe „phil. gr. 105“ richtig ist, Sigel und Datierung jedoch falsch: D. meinte wohl Wd (Vind. Phil. gr. 105, um 1300), hat Teile dieser Angabe jedoch mit Wb (Vind. Phil. gr. 70, 15. Jh.) vertauscht; zum Charakter des Textes von Wd vgl. zuletzt L. Canfora (in: *Libreria Domini*, 1995, 395–399). Der Fehler (Wb statt Wd) begegnet auch auf S. XXXI. Für Y* gilt nun dasselbe wie für A*: man möchte von D. mehr über diese Hss. und ihr Verhältnis zu Y wissen.

In der informativen, knappen Übersicht über die vorangehenden Ausgaben („Editions“, XII–XV), beginnend mit der editio princeps von Scipio Carteromachus und Aldus Manutius (1504) bis zur letzten OCT-Ausgabe, erwähnt D. die Teubner-Ausgabe von Fuhr und Sykutris nur in einer Anmerkung, die Budé-Ausgabe überhaupt nicht.

Auf S. XV–XX folgen dann die „Principles of this edition“, in vier Teilen: „(a) The manuscripts S and AFY“, „(b) Scriptio plena“, „(c) The apparatus of testimonia“, „(d) The critical apparatus“. Die Formulierung von D. in (a) „Dieter Irmer studied the recension of AFY in detail and concluded that S is inferior to AFY“ stimmt nicht genau mit Irmers Äußerung am Ende der letzten seiner – für die Kenntnis der Demosthenes-textüberlieferung wichtigen – Untersuchungen überein, da Irmer wörtlich sagt: „Ich kann nur wiederholen, was ich bei der Interpretation ausgewählter Varianten und Auslassungen in meiner Dissertation und bei einer kurzen Darstellung der Bewertung der Handschrift [S] in den letzten 70 Jahren [Philologus 112, 1968, 43–62] festgestellt hatte: Es gibt keinen rationalen Grund, Lesarten S grundsätzlich vorzuziehen.“

Unglücklich ist die Bezeichnung „apparatus of testimonia“ in (c). Man würde eher den von MacDowell benutzten Terminus „register above the apparatus criticus“ beibehalten. Dieser Apparat enthält nämlich auch die Papyrus- und Pergamentfragmente von antiken bis frühbyzantinischen Abschriften der Reden, die ja zur direkten Überlieferung gehören. – Die Zeitangabe in dem Satz „fragments of ancient manuscripts or papyri, which date from the first to the fifth/sixth centuries“ ist zu korrigieren: Drei Papyri (da-

von zwei zusammengehörende) von den Fragmenten der Reden 1–18 stammen aus dem 1. Jh. vor (!) Chr. (also BC): P. Berol. 16895+21284 (or. 8, 60–67) und P. Oxy. XI 1377 (or. 18, 167–169); die unkorrekte Altersangabe muß dann auch in der Liste der „Fragmenta papyracea“ (S. XXI–XXIV) verbessert werden. Da in dieser Liste der Fragmente für die Reden 1–18 auch eine Reihe von Pergamentbruchstücken enthalten ist, wäre es richtiger, in der Kapitelüberschrift „et membranacea“ zu ergänzen.

Leider gibt es in der Praefatio keinen deutlichen Hinweis auf die – für ihren systematischen Charakter signifikante – Dissertation von Bernhard Hausmann, *Demosthenis fragmenta in papyris et membranis servata* (Leipzig 1921; veröff. von R. Pintaudi, in den *Papyrologica Florentina* IV, 1978, und VIII, 1981), lediglich in der Liste kann man bei den in dieser Arbeit untersuchten Fragmenten – ohne weitere Erklärung – ein Kurzzitat mit Nummernangabe Hausmanns finden (z. B. „Hausmann III“). – Die Angaben bei den Reden 4 und 6 sind folgendermaßen zu ergänzen: P. Oxy. XV 1810 enthält auch §§ 13, 24 und 31; P. Oxy. LXII 4314 enthält den § 6 nicht; besser ist zu schreiben „P. Gen. inv. 258“ statt „P. Gen. 3“, da das letzte üblicherweise auf J. Nicole, *Les Papyrus de Genève*, I, Nr. 1–81, Genf 1896–1906, hinweist; die Angabe „or. 6.3–9, 10–12 P. Mich. inv. 1359 (P. Rain. Cent. 21, P. Colon. 4.183)“ ist zu korrigieren: „or. 6.3–15 P. Mich. inv. 1359 (P. Rainer Cent. I 21) + P. Colon. inv. 5612 (P. Köln IV 183)“ oder nur „or. 6.3–15 P. Rainer Cent. I 21 + P. Köln IV 183“; präziser wäre es, bei P. Hamb. inv. 735 das verso anzugeben.

Nun zum kritischen Apparat und dem „apparatus of testimonia“. Zuerst muß man fragen, warum Anfänge und Ende der Lücken in den Haupthandschriften A und Y im „apparatus of testimonia“ notiert werden (noch dazu inkonsequent): Sie gehören doch zum *apparatus criticus*! – Das Verfahren, das D. zur Anführung der Textstellen in den Papyri und Pergamentfragmenten im „apparatus of testimonia“ verwendet, hat einen gravierenden Nachteil: D. zitiert (mit Angabe des Paragraphen, vgl. oben) Anfang und Ende des jeweils im Fragment enthaltenen Textes – irreführend – durch den Abdruck samt eckigen Klammern aus den Papyrus-Editionen, womit z. B. bei der Angabe auf S. 41 „26 πε[ρ γὰρ–27 ἴπ]πα[ρχον P. Oxy. LXII 4319“ der Eindruck entsteht, als wäre zwischen ε und π kein Text erhalten, und umgekehrt: die Angabe „28 ἐκάστ]ου–29 πρ[οσποριῆ P. Gen. 3“ (S. 42) läßt annehmen, daß man im entsprechenden Fragment den gesamten Text von ου bis πρ lesen kann. Das ist aber gar nicht der Fall! Außerdem gibt es Ungenauigkeiten in den Angaben; z. B. am Ende des letzterwähnten P. Gen. inv. 258 („P. Gen. 3“ bei D.) las der erste Editor des Fragments, J. Nicole, τα] λοιπα πρ[οσποριει („πρ[οσποριῆ“ D., s. oben), was aber Hausmann in seiner Dissertation zu προ]σπορι[ει τα λοιπα korrigiert hat; προ]σπορι[ει τα λοιπα haben SAFY* und auch D. im Text; im kritischen Apparat notiert er zu dieser Stelle nur: „προσποριεῖται cod. R et Küster“. Hier kann man wieder MacDowell als ein gutes Beispiel nennen, der zwar auch den Anfang und das Ende des Fragments angibt, aber nur zur Abgrenzung der erhaltenen Textpassage, also ohne die hier irreführenden Klammern; seinen Prinzipien könnte man auch beim Notieren von Lesarten der Papyri und Pergamentfragmente im kritischen Apparat folgen.

Nicht gerade glücklich gewählt sind die von D. benutzten Sigel für Papyri und Pergamentfragmente im kritischen Apparat (z. B. „Π1359“ für P. Rainer Cent. I 21 [= P. Mich. inv. 1359]; „Π183“ für P. Köln IV 183 [P. Colon. inv. 5612], usw.). – Die ungewöhnliche Verwendung von Spitzklammern im kritischen Apparat ist verwirrend (übrigens gibt es Ungenauigkeiten bei einzelnen Angaben); ein Beispiel möge genügen: S. 38, Z. 12 notiert D.: „καὶ μὴ F : <καὶ μηδὲν Π4318 : [Π1810]“. Dies soll heißen, daß F und einer der beiden Papyri gegenüber dem konstituierten Text (μὴ) ein

zusätzliches καὶ aufweisen; die Überprüfung hat jedoch ergeben, daß auch A* (Ag A^{sup} Cd Ll) und Y* (Af T Wd) die Lesart καὶ μὴ haben; im Papyrus P. Oxy. LXII 4318 („Π4318“ bei D.) wurde ursprünglich καὶ μηδεν geschrieben, dann aber wurden καὶ und δην jeweils expungiert, und damit wurde die Stelle zu μὴ (die Lesart von S) korrigiert. (Dem Editor des Papyrus ist das entgangen.)

Trotz dieser Anmerkungen, die vielleicht Anregungen für die künftigen Bände sein könnten, soll betont werden, daß D. einen gut lesbaren Text konstituiert hat und wir durch diese neue Oxford-Ausgabe, in der sich die Fortschritte der Demosthenesforschung in den letzten 100 Jahren widerspiegeln, ein modernes Arbeitsinstrument erhalten haben.

Jana Grusková

O. B u s c h, Logos syntheseōs. Die euklidische *Sectio canonis*, Aristoxenos, und die Rolle der Mathematik in der antiken Musiktheorie. Berlin: Staatliches Institut für Musikforschung 1998. 164 S. (Veröffentlichungen des Staatlichen Instituts für Musikforschung, Preussischer Kulturbesitz. 10.) ISBN 3-922378-17-X

Der Inhalt von B.s Arbeit ist mit ihrem Untertitel nicht schlecht umrissen: Im Zentrum steht die euklidische – oder doch wohl pseudo-euklidische – *Sectio canonis* mit ihrer typisch pythagoreischen Argumentation; deren Spezifika werden aber vor allem im Hinblick auf die teilweise konträre Betrachtungsweise des Aristoxenos gefasst, die ebenfalls umfangreiche Würdigung erfährt. Der wesentliche Unterschied beider Schulen liegt in der Art, wie die Mittel der Mathematik zur Beschreibung von Intervallen eingesetzt werden, und so stellt B. auch ausführlich die Voraussetzungen der antiken Mathematik dar, von denen her vor allem die *Sectio canonis* begriffen werden muss. Das erste Kapitel des Buches kann mit Gewinn als Kommentar zu dieser gelesen werden; im Anhang findet sich ihr Text mit deutscher Übersetzung.

Die Stärke des Buches liegt gewiss in der Aufarbeitung des mathematischen Umfeldes der Verhältnis-Rechnung, die der pythagoreischen Musiklehre zugrunde liegt. Zu Recht begreift B. die *Sectio canonis* vor allem in den einschlägigen Abschnitten als gegen die Lehre des Aristoxenos gerichtete Streitschrift, deren Propositionen nicht eigentlich die Gewinnung wahrer Sätze zum Ziel haben, sondern primär der Widerlegung aristoxenischer Positionen gewidmet sind (die Existenz eines echten Halbtones, die Zusammensetzung der Oktave aus sechs Ganztönen). B. betont, daß die *Sectio canonis* ebenso wie das Werk des Aristoxenos von Voraussetzungen ausgeht, die zum Teil nicht explizit gemacht werden: Mathematische Methoden auf der einen, Gegebenheiten der musikalischen Praxis, vor allem Skalenstruktur auf der anderen Seite. Sehr wichtig ist aber auch der Hinweis, daß die Position des Aristoxenos, der Intervalle nicht als Verhältnisse ganzer Zahlen, sondern als Strecken fasst, sogar auf pythagoreischer Grundlage durch die euklidische Geometrie gestützt werden könnte, wenn man Intervalle also als Strecken-, nicht als Zahlenverhältnisse betrachtet: Zu zwei gegebenen Strecken kann immer ein geometrisches Mittel konstruiert werden, und dies entspräche der Ermittlung eines echten Halbtons. Somit kann B. die Differenz beider Schulen auf den Punkt bringen: Voraussetzung der pythagoreischen Betrachtungsweise ist die Gleichsetzung von Tönen mit ganzen Zahlen; und diese wird in der Einleitung der *Sectio canonis* durch die (im einzelnen sehr modern wirkende) Anbindung an die Physik erreicht: Töne bestehen aus einzelnen, theoretisch abzählbaren ‚Schlägen‘ und müssen daher nach Zahlen bemessen wer-

den. Aristoxenos setzt dagegen, ohne Rekurs auf die Physik, ein Kontinuum von Tonhöhen.

Wie der Titel bereits zeigt, geht B. mit griechischen Termini sehr frei um: λόγος σύνθεσεως, ‚Abhandlung über die Zusammensetzung‘, ist ein Wortspiel mit der σύνθεσις λόγων, der ‚Addition von Verhältnissen‘, der sich die Sectio canonis bedient. Auch im Text verwendet B. mit Vorliebe griechische Termini, druckt sie auch in griechischer Schrift, selbst wenn sie keineswegs Zitatcharakter haben, sondern eher Bildungen des Autors sind. Das macht das Buch sicher für Leser ohne Griechischkenntnisse fast unlesbar; schwerer wiegt aber, dass die Grenze zwischen dem Gebrauch der Termini in der Antike und B.s Systemisierungswillen stets verschwimmt. Das zeigt sich am deutlichsten bei den für B. zentralen Begriffen der σύνθεσις und ἀφαίρεσις: Diese stehen bei B. für die mathematische Methode, wie Intervalle zusammengesetzt werden, entsprechend also für die Addition (bzw. Subtraktion) bei Aristoxenos, für die Multiplikation in der Sectio canonis. Die Termini finden sich aber dort nirgends im Zusammenhang mit einer solchen methodologischen Reflexion. Die Sectio canonis verwendet vielmehr nur die entsprechenden Verbalformen; für Aristoxenos ist σύνθεσις zwar sehr wohl ein wichtiges Kapitel der Harmonik, der Begriff steht aber für die Frage, welches Intervall man beim Bau von Skalen nach welchen Regeln an welches andere reihen kann. Die Verben in der Sectio canonis sind nun aber Allerweltsvokabeln für das Zusammenfügen und Abziehen, ihre Verwendung als Übernahme aristoxenischer Terminologie zu betrachten, ist sicher unstatthaft – zumal σύνθεσις bei Aristoxenos eben eine ganz andere Konnotation hat.

Zentral für das Verständnis des Aristoxenos ist bei B. die Unterscheidung zweier Ebenen in dessen Begrifflichkeit: Tonhöhen würden zum einen als „μέγεθος“ betrachtet, als mathematische Einheiten, andererseits „κατὰ δύναμιν“, gemäß ihrer Funktion als Töne des Skalensystems, namentlich des σύστημα ἀμετάβολον. Diese These beruht jedoch auf einem Missverständnis der bei Aristoxenos gegebenen Definition von φθόγγος. Der φθόγγος ist nach diesem – wie übrigens ebenso noch für Ptolemaios (Harm. 1, 4 p. 10, 19 Düring) – nichts anderes als das Verbleiben auf einer bestimmten Tonhöhe, wie es für das Singen charakteristisch ist, im Gegensatz zur Sprechstimme, die kontinuierlich durch den Tonraum gleitet. Mit dem Skalensystem hat φθόγγος noch nichts zu tun; man kann im Gegenteil φθόγγος zu falschen Skalen zusammenstellen (das erkennt B., da er die Konzepte der Sprechstimme und des falschen Singens vermengt: 64). Das alles geht auch aus B.s Übersetzungen der relevanten Passagen hervor (42. 52f. 63f.; vgl. jedoch 42 die ungeschickte Übersetzung „diastematisch“ statt ‚in Intervallen‘). Dennoch geht B. fälschlich davon aus, dass φθόγγος immer einen Ton des σύστημα ἀμετάβολον meine (57), dass dieses damit auch bei Aristoxenos wie in der Sectio canonis eine nicht näher ausgeführte Voraussetzung der Theorie sei und so den ‚δύναμις-Aspekt‘ der Tonlehre begründe. Leider beruhen auf dieser Fehlkonzeption weitgehende Schlüsse über die Lehre des Aristoxenos. Bereits die nicht hinterfragte Annahme B.s, daß Aristoxenos nicht anders als die Sectio canonis vom σύστημα ἀμετάβολον als Prinzip ausgehe (56. 65 usw.), ist aber schlichtweg falsch. Aristoxenos geht von keinem System aus – das σύστημα τέλειον erwähnt er nur einmal als eines unter mehreren, die aus allgemeinen Regeln abzuleiten sind (10, 10–18 da Rios) –, sondern spricht immer nur in abstrakten Tetrachordstrukturen: Statt von je einem Tetrachord συνημμένον und einem διεζευγμένον wie im σύστημα ἀμετάβολον, handelt Aristoxenos etwa von τὰ τε συνημμένα καὶ τὰ διεζευγμένα (74, 6f. da Rios). Einzige Ausnahme ist 50, 4–7 da Rios, wo Aristoxenos aber nicht sein System entwickelt, sondern an fremden Anschauungen Kritik übt. Sehr wohl verwendet Aristoxenos Tonnamen wie μέση und λιχανός, allerdings zur Bezeichnung von spezifischen Tönen innerhalb des Tetrachords. Da demgemäß die für das σύστημα

ἀμετάβολον typischen Tetrachordzuweisungen fehlen (wie λιχανός μέσων vs. λιχανός ὑπάτων), denkt Aristoxenos offenbar nur an dessen Zentraloktave, mit ihren engen Beziehungen zur Lyra/Kithara-Stimmung, und verwendet die Tonnamen damit in einem Sinn, der viel älter ist als die Konzeption des σύστημα ἀμετάβολον. Irreführend ist auch B.s Übersetzung von σύστημα ἀμετάβολον als ‚unveränderliches System‘ (23 usw.), was eine kanonische Bedeutung dieser Tonreihenfolge zu implizieren scheint. Die Bedeutung ist schlicht ‚nicht-modulierende Skala‘ im Gegensatz zu ‚modulierenden‘ Skalensystemen, die mehr als eine Tonart umfassten (συστήματα ἐμμετάβολα).

B. kommt zum Schluss, daß sich die Sectio canonis möglichst eng an Methode und Terminologie des Aristoxenos anlehne, um dessen Meinungen dann doch zu widerlegen. Dass der Verfasser der Sectio canonis mit den Lehren des Aristoxenos vertraut war, steht außer Zweifel; dennoch vermögen die von B. aufgeführten Ähnlichkeiten (zusammenfassend: 113) nicht ganz zu überzeugen: Außer dem allgemeinsten Sprachgebrauch (φθόγγος, συντιθέναι, ἀφαίρειν), den allgemeinsten Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens (das Aufstellen von Prinzipien und Durchführen von Beweisen) bleibt – abgesehen vom Fehlen des Wortes ψόφος in beiden Werken – nur die „sachliche Abhängigkeit des Musikalischen vom Mathematischen“ (60). Diese stellt aber bei Aristoxenos nichts weiter dar als eben das Zusammenzählen von Intervallen. Das hat aber sicher nicht Aristoxenos erfunden (so B. 78), sondern es muss seit langem in der Musiktheorie wie wohl auch in der Praxis üblich gewesen sein. Man vergleiche etwa die von den voraristoxenischen Harmonikern geübte Suche nach einem kleinsten Intervall, aus dem man dann alle anderen zusammensetzen könnte (καταπύκνωσις), aber auch den allgemeinen Sprachgebrauch der Musiker: zwei Töne ergeben ein δίτονον, eine Oktave plus eine Oktave eben zwei solche (und nicht etwas, das in pythagoreischer Sichtweise mit der Zahl vier zu beschreiben wäre). Den Ausdruck ‚Halbton‘ (ἡμιτόνιον), der die Teilung des Tones auf ‚aristoxenische‘ Weise voraussetzt, kann Aristoxenos auch nicht gerade erfunden haben, da ihn dann pythagoreische Autoren nicht dermaßen bereitwillig übernommen hätten. Auch die Auffassung der Tonhöhe als eindimensionaler Struktur, die diesen Operationen zugrundeliegt, liegt trotz B.s gegenteiliger Behauptung (77) ja wohl in der Sache selbst. Hier wird besonders deutlich, dass die diachrone Betrachtung in B.s Darstellung zu kurz kommt: Man erwartet sich vergeblich die Behandlung der Fragen, welche Lehren der Sectio canonis bereits lange vor Aristoxenos bekannt waren, was bei jenem Reaktion darauf, was in der Sectio canonis wiederum Reaktion auf sein Werk ist. Gerade die mathematische Behandlung der Intervalle als Zahlenverhältnisse ist ja viel älter als Aristoxenos, und so verwundert es, wenn B. es so darzustellen scheint, als wäre die Sectio canonis schon in dieser Hinsicht als Gegenmodell zu Aristoxenos konzipiert (109).

B. arbeitet überzeugend heraus, wie die Sectio canonis die Physik benutzt, um die Zahlentheorie als Grundlage der Musiktheorie einzuführen (s. o.). So geschickt verfährt der Autor der Sectio canonis hier, dass B. selbst seine Argumentation für stringent hält und daher meint, Aristoxenos hätte die Physik einfach beiseite lassen müssen, da sie seine ‚geometrische‘ Sicht des Tonraumes unmöglich gemacht hätte. Eine genauere Betrachtung zeigt jedoch, daß die Argumentation der Sectio canonis gerade an dieser Stelle unrichtig ist (vgl. S. Hagel, Zur physikalischen Begründung der pythagoreischen Musikbetrachtung, WSt. 114, 2001, 85–93). In Wahrheit spricht die in der Sectio canonis dargelegte physikalische Erklärung des Schalles nicht im mindesten gegen die aristoxenische Auffassung des Tonraumes als Kontinuum; der Grund, warum in der Harmonik des Aristoxenos nichts über Physik steht, ist damit wohl wirklich der vom Autor selbst angegebene: Es gehört nicht zur behandelten Wissenschaft. *Stefan Hagel*

Robert Shorrock, *The Challenge of Epic. Allusive Engagement in the Dionysiaka of Nonnos*. Leiden-Boston-Köln: Brill 2001. VIII, 245 S. (Mnemosyne. Suppl. 210.) ISSN 0169-8958 ISBN 90-04-11795-4

Dieses Buch ist der Versuch einer Rehabilitation eines Epos, das zu seiner Zeit große Wirkung hatte, heute aber von der Literaturkritik vielfach geschmäht wird. Mit großem Engagement tritt Sh. für seinen Autor ein, indem er die diffizilen mythologischen Beziehungen und Anspielungen in der Dichtung des Nonnos herausarbeitet. Er analysiert dabei in vier Abschnitten: Im ersten Kapitel werden frühere Versuche behandelt, in den *Dionysiaka* beschreibbare Kompositionsprinzipien zu entdecken. Den Hauptteil des Buches (Kapitel 2 und 3) bildet eine literaturkritische Untersuchung: Sh. arbeitet zwei Erzählstränge heraus, die zwar substantiell voneinander getrennt sind, aber oft im Fortgang des Epos miteinander verwoben werden. Im kurzen vierten Kapitel resümiert Sh. seine Ergebnisse und argumentiert, dass die *Dionysiaka* in der Absicht verfasst wurden, einerseits die Literatur seiner Zeit zu revolutionieren, und andererseits die persönliche Weltsicht und Wahrnehmung des Lesers zu verändern. Eine ausführliche Bibliografie und ein detaillierter Index beschließen die Publikation.

Es ist dies seit langem die erste umfassende Untersuchung zum Epos des Nonnos; dies rechtfertigt ein genaueres Eingehen auf die Thesen des Verfassers.

(1.) Sh. referiert die wesentlichen Versuche der Interpreten, in den *Dionysiaka* einen zu Grunde liegenden Kompositionsplan zu entdecken: Collarts Theorie einer Ringkomposition, Stegemanns astrologischer Ansatz und D'Ippolitos Epylliontheorie. Alle drei Interpretationen werden als zu wenig am Text selbst nachvollziehbar beurteilt. Sh. weist aber auch Keydells gegenteilige These zurück, dass die *Dionysiaka* keinerlei Bauprinzipien aufwiesen, sondern im Gegenteil ein beziehungsloser bunter Wechsel von Episoden ohne tragende Idee des Ganzen seien.

Sh. selbst beschreitet einen dritten Weg: Er nimmt an, dass die Anspielungen auf Astrologie, Analogien und Anklänge an andere Genera (Epyllion und Enkomion) dem Leser der Spätantike vertraut waren und ein intellektuelles Spiel und eine Herausforderung an sein Rezeptionsvermögen boten, vom heutigen Leser aber nur schwer nachvollzogen werden können.

(2.) Der zweite Abschnitt konzentriert sich auf mythologische Anklänge. Vians These von „mythological inclusiveness“ des Nonnos wird aufgenommen und erweitert. Alle griechische Mythen sollen neu, nämlich im dionysischen Kontext erzählt werden. Viele entlegene Mythen werden durch Anklänge an bekannte in eine mythologische Ringkomposition gestellt, die sich von der Erschaffung des Universums bis zum Trojanischen Krieg erstrecken soll. Auf diese Weise konnte Nonnos auch Themen, die prinzipiell nichts mit der dionysischen Sphäre zu tun haben, bei seinem Publikum in Erinnerung rufen: die Hochzeit von Kadmos und Harmonia wird durch Verweise und wörtliche Anklänge parallelisiert mit der Hochzeit des Peleus und der Thetis; der Kampf gegen die Inder wird durch ähnliche Querverweise zu einer ‚Indias‘, die mit der Ilias wetteifern soll. Es ergibt sich daraus aber folgendes Problem: Wenn die erste Hälfte der *Dionysiaka* zur Ilias parallel gesetzt ist, warum fehlen dann in der zweiten Hälfte Anspielungen auf die Odyssee beinahe zur Gänze? Für Sh. bedeuten die fehlenden Anklänge an die Odyssee in den Büchern 40–48 aber kein Versagen des Nonnos in der Darstellung einer „dionysischen Gesamtmythologie“, sondern im Gegenteil eine Weiterentwicklung des Dichters weg von der Nachahmung hin zu größerer Originalität. Nonnos, der sein Werk in ständigem Wetteifer mit Homer verfasst habe, ändere im

zweiten Teil die Strategie und versuche nun, die Anspielungen lockerer und freier zu gestalten. Sh. bringt dafür Belege, die freilich nicht immer überzeugen können (er vergleicht zum Beispiel den Seesturm bei der Heimkehr des kleinen Aias mit dem Sturm der Liebe, der im Herz des Dionysos tobt, als er im 43. Buch um ein Mädchen kämpft).

(3.) Im dritten Abschnitt untersucht Sh. eine Meta-Ebene der Dichtung und stellt die Frage, ob aus dem Werk auf die Person des Autors geschlossen werden kann: einzelne Figuren der Dionysiaka lassen möglicherweise den Dichter selbst erkennen und spiegeln die Problematik von epischer Dichtung und dichterischem Erfolg (zum Beispiel Typhon und Kadmos, die poetischen Misserfolg und Erfolg repräsentierten sollen). Das Hauptanliegen des Nonnos ist nach Sh. aber eine Identifikation mit Dionysos selbst: der Gott als das Alter Ego des Autors. Wie sich Dionysos allmählich von Zeus emanzipiert, so will sich Nonnos im Fortgang seines Epos von seinem geistigen Vater Homer entfernen und diesen überflügeln. Freilich scheint dies doch sehr in den Text hineingelegt zu sein: Sh. analysiert die vermeintliche Gleichsetzung des Nonnos mit Dionysos in so vielen Details, dass sie in Summe letztlich wenig wahrscheinlich wirkt. Der Interpretationsansatz an sich freilich ist interessant und wird für die Deutung der Dionysiaka vielleicht etwas beitragen können.

(4.) Im letzten Abschnitt wird der Konnex zwischen ‚actor‘ und ‚auctor‘ erweitert auf die implizite Verknüpfung zwischen dem Wein des Dionysos und dem Epos des Nonnos. Wie übermäßiger Weingenuss, so sollen auch die Dionysiaka eine Art Vergiftung bewirken, die beim Leser eine veränderte Auffassung der Realität entstehen lässt. Der Rezipient des 5. Jh. ist ebenso wie der heutige eingeladen, jedes literarische Genre, jede mythologische oder literarische Figur im Kontext der dionysischen Sphäre zu sehen. All das repräsentiert nur verschiedene Erscheinungsformen des mächtigen Gottes und ist aus seinen Wurzeln entsprungen. Diese universelle Konzeption macht bereits das Lesen des Textes zu einer dionysischen Erfahrung, die den Horizont verändern und erweitern soll. Eine Missachtung oder Geringschätzung dieses Epos bedeutet also, dass sich der Leser dem Sog des dionysischen Zaubers entzieht und nicht gewillt ist, hinter die verschiedenen Masken der bakchischen Manifestationen zu blicken und somit auch in der Interpretation nur an der Oberfläche bleiben muss. *Nina Aringer*

* * *

Σενέκα Ἐπιστολή 90: Εἰσαγωγή – μετάφραση – σχόλια Τάσος Νικολαΐδης. Ἀθήνα: Ἐκδόσεις »Στιγμή« (Ζωοδόχου Πηγῆς 91–93, Ἀθήνα 11473). 300 S. (Βιβλιοθήκη Ἀρχαίων Συγγραφέων. 33.) ISBN 960-269-187-5

Tasos Nikolaidis, vor allem wohl durch seine Studien zu Plutarch bekannt (vgl. WSt. 110, 1997, 27–88), lehrt in Rethymnon griechische und lateinische Philologie und gibt mit dieser Edition von Senecas 90. Brief an Lucilius ein für Griechenland besonders erfreuliches Zeichen der Verbindung von beidem. Gegeben ist zusammen mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar auch der lateinische Text nach der Oxoniensis von L. D. Reynolds, von dem an drei Stellen abgewichen wird (§16/17 ohne Gemolls Umstellung, § 28 *perpetuatae* mit Schweighaeuser, § 36 *sint licet* mit Haase), und ein Anhang zu Hesiods Geschlechtermythos und dem Motiv der goldenen Urzeit in antiker Literatur. Die Übersetzung in ein klares modernes Griechisch wird in Griechenland ohne Zweifel willkommen sein, sie kann aber auch die Freunde des Griechischen überhaupt erfreuen und zum Nachdenken anregen, etwa wenn § 28 *lares et genii* durch οἱ ἐφέστιοι

θεοὶ καὶ οἱ δαίμονες wiedergegeben ist. Der Kommentar ist reichhaltig und bequem benutzbar durch das ausführliche Zitat von Texten, welche besonders die in Frage stehenden Vorstellungen von der Urzeit und die von Seneca vertretene Abtrennung von technischer Intelligenz und philosophischer Weisheit illustrieren. *Hans Schwabl*

Stefan Freund, *Vergil im frühen Christentum. Untersuchungen zu den Vergilzitataten bei Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius*. Paderborn-München-Wien-Zürich: Ferdinand Schöningh 2000. 430 S. (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. Neue Folge. Reihe 1. Bd. 16.) ISBN 3-506-79066-X

Die vorliegende Arbeit, die überarbeitete und gekürzte (!) Fassung einer Dissertation der Katholischen Universität Eichstätt (Sprach- und Literaturwiss. Fak.), widmet sich der eingehenden Untersuchung von etwa 200 (meistens nicht-wörtlichen) Vergilzitataten aus der christlichen Prosaliteratur der vorkonstantinischen Zeit (nicht berücksichtigt sind allerdings die Pseudocypriana aus Cyprians Zeit und Laktanz, vgl. 13f.). Sie folgt dabei einem bestimmten Schema, wie im Abschnitt „Vorgehensweise (sic!) und Aufbau der Arbeit“ (22ff.) vermerkt ist: Zunächst wird zu jedem der fünf Autoren (Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius) eine knappe Übersicht der Forschungslage gegeben; dann folgt eine Diskussion der einzelnen Zitate nach folgenden aus der ‚Intertextualitätsforschung‘ übernommenen, recht theoretischen Kriterien (vieles könnte man wohl gemeinverständlicher ausdrücken): „Deutlichkeit des Zitates“, „Gestalt des Zitatsegmentes“, „Veränderungen am Zitatsegment“, „Markierung“ (d. h. „jedes Vorgehen des Autors, mit dem er die Wahrscheinlichkeit beeinflusst, daß ein Zitat als solches erkannt wird“ [25]), „Der Referenzpunkt des Zitates“, „Die argumentative Funktion des Zitates im Kontext“. Daran schließt sich jeweils eine Auswertung nach den Kriterien: „Das Zitatsegment: Formen und Veränderung“, „Die Zitate im Folgetext: Verteilung und Position“, „Die Zitate im Prätext: Herkunft und Thematik“ und „Funktion und Bewertung“ der Stellung zu dem Dichter. Eine kurze „Zusammenschau“, gegliedert in „Linien der Individualität – Versuche einer Einzelcharakteristik“, „Linien der Kontinuität – Versuch einer Gesamtauswertung“ und „Entwicklungslinien – Versuch einer abschließenden Zusammenfassung“, beendet die umfangreiche Untersuchung. Im Anhang finden sich ein Verzeichnis der ausgeschiedenen Parallelen, Indices zu den Vergilzitataten und zu den fünf Autoren sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Der Autor ist sich des möglichen Vorwurfs „einer mechanistisch-schematischen Vorgehensweise“ (28) zwar bewußt, hält aber diese Methode für unverzichtbar, um erstmals ein fundiertes Gesamtbild der Vergilrezeption bei den ersten christlichen Autoren herausarbeiten zu können; stellt doch, wie er einleitend betont, die Auseinandersetzung mit dem „Repräsentanten paganer Kultur“ (so die Überschrift 1.2 [14]) „einen bedeutsamen und in vielerlei Hinsicht beispielhaften Faktor bei der Inkulturation des Christentum in der römischen Antike dar“ (19). Zu jedem Autor werden die einzelnen Stellen in kritischer Auseinandersetzung mit der reichlich herangezogenen Literatur sorgfältig interpretiert, mit besonderer Beachtung der Einordnung in den Kontext und der Veränderungen gegenüber dem Originalwortlaut. Dabei ergeben sich interessante Beobachtungen zum unterschiedlichen Umgang der fünf Autoren mit dem römischen Dichter: So finden sich etwa die meisten wörtlichen Zitate bei Tertullian, während Arnobius – nach altrömischer Tradition – Vergil weder nennt noch wörtlich

zitiert, ja sogar stärker als die anderen verfremdet; bei Minucius Felix wiederum wird Vergil am häufigsten zitiert, aber nur einmal genannt und wörtlich zitiert. Das gewählte Vorgehen birgt jedoch auch manche Gefahren, vor allem die einer übertrieben schematischen Beurteilung und einer gewissen Überinterpretation. Als die eigentliche Textgrundlage des Grammatikunterrichtes war Vergil jedoch jedem nur einigermaßen gebildeten Römer vertraut, das hätte stärker betont gehört; nicht jede vergilische Wendung muß daher eine bewußte Vergilrezeption sein, andererseits ist daraus die Beobachtung verständlich, daß sich „kein Autor der christlichen lateinischen Kunstprosa der Benutzung Vergils enthält“ (364). Soll man daher wirklich von einer „grundlegenden Weichenstellung“ sprechen, die Tertullian vorgenommen habe, indem er, der erste christliche Autor lateinischer Sprache, Vergil im christlichen Kontext „selbstverständlich“ verwendete (96), noch dazu recht „vordergründig“ (348), wie herausgestellt wird, „als Steinbruch für seine leidenschaftliche Rhetorik“ (Einbandrückseite)? Etwas übertrieben erscheint es auch, wenn aus dem „durch ein Nebeneinander von Präsenz und Latenz“ (!) gekennzeichneten vergilischen Einfluß bei Minucius Felix (171) – das soll heißen aus der für gebildete Römer üblichen Art des Nicht-Wörtlich-Zitierens (darüber hätte man nicht so viele Worte verlieren müssen !) – und aus der Benutzung des sechsten Aeneisbuches auch für theologische Inhalte abgeleitet wird, Minucius Felix habe den römischen Dichter – mit „deutlicher Signalwirkung für die gebildeten Christen“ (187) – als einen Teil seines apologetischen Gesamtprogrammes verwendet (349). Kühn und kaum unmittelbar verständlich ist auch die Ausdrucksweise (362): „Cyprian und Novatian verwenden den Dichter ganz überwiegend produktionsorientiert“ (an einer anderen Stelle ist der Ausdruck „produktionsästhetisch“ verwendet [212]). Andererseits bedurfte es wohl nicht der langen Untersuchung, um zu der lapidaren Aussage auf dem Einbandrückseite zu kommen: „Für Arnobius schließlich ist Vergil bei Christen wie Nichtchristen selbstverständlich vorauszusetzendes Bildungsgut.“

Die an sich verdienstvolle, auf sorgfältiger Interpretation beruhende ausführliche Untersuchung führt jedoch infolge der ihr zugrundeliegenden allzu theoretischen Kriterien (die bis zu einem gewissen Grad zu ‚Schlagworten‘ werden), insofern zu einem wenig befriedigenden Ergebnis, als die individuellen Zugänge verschiedener Autoren zu Vergil als ‚Entwicklungslinien‘ gedeutet werden, von denen doch sehr fraglich ist, ob sie in dieser Form gezogen werden können. So wird etwa als Ende der Untersuchung der „Beginn christlicher Vergilrezeption ... in dreifacher Staffelung“ gesehen: „Tertullian führt die pagane Tradition rhetorischer Vergilbenützung bruchlos in die Sprache und Argumentation christlich-lateinischer Kunstprosa über. Minucius Felix bemüht sich um ein Konzept christlicher Inanspruchnahme Vergils und präsentiert den Dichter als Zeugen christlicher Glaubenssätze. Mit ihm beginnt daher, im nachhinein betrachtet, die Tradition bewußter christlicher Aneignung Vergils. Novatian und Cyprian erschließen die Ausdrucksformen Vergilischer Sprache für die Diktion des lateinischen Christentums und der Kirche.“ (365).

Michaela Zelzer

Fritz Felgentreu, *Claudians praefationes: Bedingungen, Beschreibungen und Wirkungen einer poetischen Kleinform*. Stuttgart-Leipzig: B. G. Teubner 1999. 263 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 130.) ISBN 3-519-07679-9

In der vorliegenden Untersuchung, einer leicht überarbeiteten Fassung seiner 1998 an der FU Berlin approbierten Dissertation, widmet sich F. eingangs der Erörterung,

inwieweit die *praefationes* als Gattung gelten und somit gesondert von ihren jeweiligen Haupttexten behandelt werden können. Dies ist nur auf Grundlage einer kommunikationstheoretischen Betrachtungsweise zu rechtfertigen, welche die *praefationes* in ihrer Funktion, in andere Texte einzuführen, als Gebrauchstexte wertet, die bloß wegen ihrer unmittelbaren Nähe zu Literatur im engeren Sinn unter diese gerechnet werden könnten. Der Ansatz greift allerdings zu kurz, zumindest dann, wenn er nicht von vornherein nur Claudians *praefationes* ins Auge faßt – was F. übrigens mit einem (allerdings kaum über Handbuchinformationen hinausgehenden) Überblick über die literarische Tradition der *praefationes* vermeidet: Denn eine *praefatio*, so ließe sich einwenden, bezieht ihre Wirkung erst aus ihrem (introduktorischem, Spannung aufbauenden etc.) Verhältnis zum Haupttext; auf Grund dessen läßt sie sich zwar funktionell als Genos begreifen, literarisch aber ist sie (auch) eine Unterform des jeweiligen Haupttextes. – F. wählt völlig zurecht den Weg, die *praefationes* als lose Textgruppe zu statuieren, um sie auf gemeinsame Charakteristika zu untersuchen. Daß diese nicht in äußeren Merkmalen zutage treten, ergibt sich u. a. aus der Beobachtung, daß zwar zehn der zwölf *praefationes* zwischen 18 und 28 Verse umfassen, doch *carm.* 19 (76 Verse) und *carm. min.* 25 (acht Verse), die wohl kaum als „statistische Ausreißer“ zu werten sind (so der Autor, 65), nicht einmal auf eine Standardlänge schließen lassen. Somit ist nur die metrische Gestaltung (elegisches Distichon) gemeinsames, äußeres Bindeglied zwischen den *praefationes*.

Im Hauptteil seiner Arbeit legt F. Einzelinterpretationen für jedes der zwölf Stücke vor, und zwar nicht in Form eines *commentarius currens*, sondern in einem ausgewogenen Nebeneinander von einführender Gesamtdarstellung und Detailbeobachtungen (lediglich die textkritischen Lösungsvorschläge sind nicht in jedem Fall überzeugend, etwa *carm.* 27,2, *tempore* nach Cod. K₄: 151ff.); der Schwerpunkt ist auf Verbindungslinien zwischen der *praefatio* und dem dazugehörigen Gedicht gelegt, die einerseits auf die historische Situation der Entstehung hinweisen, andererseits die literarische Chiffrierung politischer Ereignisse bzw. der Handlungsträger des Haupttextes erhellen. Diese Linien vermag F. ebenso klar und überzeugend herauszustellen wie die Funktion des dichterischen Ich, das in allen Stücken mit Ausnahme des auch in anderer Hinsicht aus der Reihe fallenden *carm.* 19 eingesetzt ist, als poetologische Selbstaussage zu analysieren. So ist beispielsweise die Idee, in *carm.* 25,9 (*poscente senatu*) ein Zitat aus der Ehreninschrift für den Dichter zu sehen und den Text entsprechend zu interpungieren (135f.), ansprechend und originell; zu *rapt. pros. praef.* 1 wird in einem fruchtbaren Interpretationsansatz die Chiffre ‚Seefahrt‘ auf die Bedingungen untersucht, unter welchen sie eindeutig auf die Dichtung deutbar wurde (162). – Im zusammenfassenden Schlußabschnitt kann F. aufzeigen, wie sehr das poetische Ich, das mit längst vorgegebenen Topoi skizziert wird, auf traditioneller Motivik beruht, sodaß Claudian als Person beinahe ganz unkenntlich bleibt (205). Eine kurze Geschichte der Nachwirkung der *praefationes* (vor allem bei Sidonius Apollinaris) schließt die Untersuchung ab, die rundweg als gelungen bezeichnet werden kann.

Dorothea Weber

Rosa Maria D'Angelo, *Carmen de figuris vel schematibus. Introduzione, testo critico e commento.* Hildesheim-Zürich-New York: Olms 2001. 178 S. (Bibliotheca Weidmanniana. 5.) ISBN 3-487-11345-7

Für die Erstedition des anonym überlieferten *Carmen de figuris* stand Quicherat (1840) nur ein Codex Parisinus (P) zur Verfügung, dessen Lücken wenig später (1857)

mittels einer Abschrift der Humanistenzeit (S) geschlossen werden konnten. Die große Zahl der Editionen des 19. Jh. wurde durch die Entdeckung einer unabhängigen Handschrift mit besseren Lesarten (C) überholt (1910). Die dringend benötigte Neuedition ließ fast ein Jahrhundert auf sich warten; dafür erschienen jetzt gleich zwei wertvolle Ausgaben: die Edition Marisa Squillante aus der Schule F. Cupaiuolos (Rom 1993; Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar) und der vorliegende Band, zu dem die Autorin von S. Mariotti angeregt wurde (eine weitere Edition U. Schindels ist angekündigt: 9).

Frau D. hat ihre Edition durch umfangreiche Kollationen der Hss. auf eine solide Basis gestellt. Die einzelnen Codices und die Probleme der hsl. Überlieferung werden überzeugend dargestellt (13ff.). Es folgt eine allgemeine Charakteristik des Carmen (19ff.), das keine vollständige Ars darstellt, sondern sich auf die Vorstellung der Redefiguren (in je 3 Hexametern) beschränkt (Vers 1 *in lexi schemata*). Auf die Einleitung (1–3) folgt in dem Carmen die Definition von Komma, Kolon und Periodos (4–12), anschließend 58 Redefiguren, jeweils mit griechischen Titeln (die lateinischen Übersetzungen sind stets in den ersten Hexameter integriert). D. unterscheidet richtig einen größeren, im wesentlichen alphabetisch angeordneten Teil (bis Vers 150), und einen zweiten, freier angeordneten Abschnitt (bis Vers 186); für diesen erwägt D., nicht ohne Grund, einen zweiten Autor (während Squillante für nur einen Autor plädiert). Als Quelle dienen (25ff.) für den Großteil die in Prosa abgefaßten σχήματα διανοίας et λέξεως des Rutilius Lupus (Ende der augusteischen Zeit): der Autor des Carmen folgt diesem meist recht getreu, erweist sich jedoch gelegentlich auch als innovativ; für den zweiten Teil ist Alexander Numenius (2. Jh.) die Hauptquelle. Nach einem Kapitel über das Schicksal des Carmen in der modernen Forschung (33ff.) folgt der entscheidende Abschnitt zur Chronologie und zum Autor (41ff.). Hatte man zuerst – vor allem wegen der zahlreichen Archaismen (wie des schwachen -s) – ein frühes Datum (1. Jh. v. Chr.) angenommen, zeigt D., wie übrigens auch Squillante und andere vor ihr, daß manche sprachliche Besonderheiten und auch metrische Schwächen für eine weit spätere Zeit sprechen (zum schwachen -s und seiner Verwendung in der späten Dichtung vgl. Squillante 30ff.). So datiert man heute den Autor des Hauptteiles frühestens in das 4. Jh. (44f.); bei der Überarbeitung durch einen Späteren wurde der zweite Teil (Vers 151ff.; vielleicht auch 4–12) hinzugefügt (anders Squillante 45ff., die sich für e i n e n Autor ausspricht). D. sieht im Autor einen Schulmeister, während Squillante, die den stilistischen Wert des Gedichtes vielleicht etwas zu hoch ansetzt, an einen Gelehrten denkt, der für Gelehrte schreibt (48f.).

D. bietet zu ihrem selbständig erstellten kritischen Text einen reichen Testimonienapparat (der zugleich den Kommentar entlastet) und einen Variantenapparat. Sprachliche und metrische Phänomene und Sachfragen werden angeführt, soweit sie für die Erklärung von Bedeutung sind. Insgesamt stellt diese Arbeit gegenüber allen früheren einen Fortschritt dar. Nur ganz selten scheint das Streben nach Kürze und Prägnanz zu weit zu gehen: eine Notiz zu *adusque* (11), *privis* (85) oder *dis* (87) wäre vielleicht angezeigt gewesen; auch stilistische Besonderheiten (Reime, Alliterationen; dazu vgl. Squillante 41ff.) hätte man öfter vermerken können. Doch liegt das Schwergewicht des Buches auf der Texterstellung; für deren Fortschritte einige Beispiele: Vers 48 schreibt Squillante für *s(a)epe ad* der Hss. *semper at* (mit *Brevis* in der Hebung); weit besser erscheint *sed peccat* D. (*si peccat iam* Fröhlich). – Vers 74: Da *forma* kaum das *regnum aetatis* beanspruchen kann, konjiziert D. *signum* (das folgende *fortuna* ist dann asyndetisch mit *forma* gekoppelt). – Vers 127 scheint D.s *adsimulamentum fit* eine gute Ergänzung (viel schwächer Squillantes *ad simile momento*). – Vers 129: *legibus* stützt sich auf

Aischines, Ctes. 233 (νόμος καὶ ψήφος). – Vers 139 ist *coniunctio* (für *conductio*) überzeugend (vgl. Rut. Lup. 1,2), ebenso *medio* in Vers 168. – Vers 144 wird *dedecet* (schon Cod. S) richtig verteidigt (Squillante *deterit* mit Loewe, ohne Diskussion im Komm.). Auch der Tausch von *quod* und *quom* (*cum*) in Vers 178f. bringt eine Verbesserung.

Die Arbeit verfügt über ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ist durch drei Indices gut erschlossen. Abschließend sei noch besonders hervorgehoben, daß sie von Druckfehlern frei ist.

Walter Stockert

* * *

Michael Franz, Von Gorgias bis Lukrez. Antike Ästhetik und Poetik als vergleichende Zeichentheorie. Berlin: Akademie Verlag 1999. XVI, 680 S. (LiteraturForschung.) ISBN 3-05-003275-8

„Vorliegender Band ist die erste Gesamtdarstellung der antiken Ansätze zu einer vergleichenden Zeichentheorie der Künste (Poesie, Plastik, Malerei, Musik, aber auch darstellendes Verhalten in der Lebenspraxis), die für die Herausbildung und Ästhetik, Literatur- und Kunsttheorie konstitutiv waren. Von Simonides bis zu Empedokles, Gorgias, Platon und Aristoteles bis zur Stoa (von Chrysipp bis Poseidonios) und zu den Epikureern (von Epikur bis zu Philodem) werden alle wichtigen Positionen und Debatteblinien zwischen Spätarchaik und Späthellenismus behandelt, eingebettet in eine breit angelegte Analyse des semiotischen Feldes (Zeichen in Medizin, Rhetorik, Geschichtsschreibung, Logik, Epistemologie, Physik und anderen Wissenschaften). Die poetologisch, kunsttheoretisch und musikologisch relevanten Probleme einer vergleichenden Zeichentheorie werden in konkreten Literatur- und Kunstanalysen am Material entwickelt.“ (XI). Es ist dies „der erste Band eines übergreifenden Projekts, das *historischen und systematischen Studien zu einer vergleichenden Zeichentheorie der Künste und Kulturformen* gewidmet ist.“ (XII). Die anderen Bände betreffen das „Zeichenregime im 18. Jahrhundert“ (ersch. 2000) und die „Medientheorie und Semiotik der Künste im 20. Jahrhundert“ (II).

Die 22 Kapitel sind eigentlich aneinandergereihte Monographien; man kann das Buch also auch als Nachschlagwerk benutzen. Freilich ufert die Darstellung gelegentlich aus, Texte und Referate, verbunden jeweils mit den Umsetzungen in die Sichtweise des Semiotikers, führen ab vom eigentlichen Thema mancher Abschnitte, und dann ist es ein Nachteil, daß die einzelnen Teile nicht durch Querverweise oder durch ein Sachregister erschlossen sind.

Ein Überblick über die behandelten Themen aus der Sicht der antiken Literatur kann eine Vorstellung von dem vermitteln, was F.s Interpretationen enthalten. Den Ausgangspunkt bilden zunächst einzelne Begriffe: die Suche nach Ursprungs-Zeichen bei den Vorsokratikern (die Wiedergabe des ἄπειρον des Anaximander durch „das Markierungslose“, übernommen von Th. Buchheim, Die Vorsokratiker, München 1994, halte ich nicht für treffend, wenn auch dem Semiotiker vielleicht naheliegend), Schlußfolgerungen (τεκμήρια), die sich aus σημεία ergeben, in medizinischen, historischen, juristischen Texten, in Texten zur Rhetorik, dann in der Tragödie, nachdrücklich manifest bei Aischylos, im Wächterprolog des Agamemnon und in der Fackelpost mit der Information vom Ende des Krieges. Es folgen Untersuchungen zu Dichtung und Malerei, zur Simonides-Interpretation in Platons Protagoras, schließlich ein Kapitel zur Wahrneh-

mungslehre des Empedokles und deren Wirkungsgeschichte. Als Übergang zur ‚Macht der Bilder‘ als Zeichen wählt F. die gestische Ausdruckskraft antiker Bildwerke (Doryphoros des Polyklet, Athena-Marsyas-Gruppe des Myron); es folgt eine detaillierte Interpretation der Texte des Gorgias, und die Helena-Rede leitet weiter zur Euripides-Tragödie (auch die aus Th. Buchheims Gorgias-Ausgabe [Hamburg 1989] übernommene Übersetzung ‚Zier‘ für das programmatisch am Anfang des Gorgias-Textes stehende κόσμος scheint mir nicht gut gewählt). Semiotische Fragestellungen bei Platon (Kratylos; ‚Platons Semiotik des Sagens und Zeigens‘, verbunden mit einem ausführlichen Referat der Platon-Interpretationen von J. Derrida: 183ff.) und deren Weiterführung durch Aristoteles, die Eidola-Theorie bei Demokrit und Epikur führen zu einer Vorstellung der Überreste der einzigen ‚semiotischen‘ Schrift des Altertums, Philodems ‚Über Phänomene und Zeichenschlüsse‘, einer Monographie über die Semiotik-Debatte zwischen Stoikern und Epikureern. Die zweite Hälfte des Buches setzt einen Perspektivenwechsel und beginnt mit einer Untersuchung zu den Ansätzen und Wurzeln der Zeichentheorie von Charles S. Peirce in der Antike. Die folgenden Kapitel bringen zunächst ergänzende Untersuchungen zu ethischen und ästhetischen Aussagen in Texten der Stoa (Panaitios, Chrysipp, Arat), noch einmal zur Bedeutung des Philodem, dessen Werk einem Werk der zeitgleichen bildenden Kunst gegenübergestellt ist, dem Boxer vom Quirinal. Den Schluß der sehr empfehlenswerten, genauen und gründlich recherchierten Arbeit bildet eine umfangreiche Untersuchung zu Lukrez. *Herbert Bannert*

Daniel Ogden, *The Crooked Kings of Ancient Greece*. London: Duckworth 1997. VI, 234 S. ISBN 0-7156-2716-3

Das Thema, behinderte oder aus einem anderen Grund außerhalb der Norm stehende Menschen und auch fehlerhafte oder gestörte Verhältnisse im Mythos und in der griechischen Geschichte, ist von großem kulturgeschichtlichem Interesse, und von O. aus der oft legendenhaft wuchernden Überlieferung herausgearbeitet und übersichtlich dargestellt. Zunächst sammelt O. Fälle von Kindsaussetzungen (τέρατα und λοιμός-Vorstellungen, die zu Vertreibungen einzelner oder auch ganzer Bevölkerungsgruppen (vgl. die Gründung von Tarent durch die spartanischen Partheniai) und auch zu den Vorstellungen vom ‚Sündenbock‘ führen, wendet sich dann den Berichten über Oikisten zu, die eine Behinderung aufweisen, von ihrer Gesellschaft ausgestoßen werden, als Stadtgründer große Leistungen zeigen und als außer der Gesellschaft Stehende in der Vorstellung ihrer Untergebenen eine gewisse Götternähe aufweisen und daher als Glücksbringer gelten (Battos, von unedler Geburt und ein Stotterer, gründet Kyrene; Myskelos, bucklig und gehbehindert, gründet Kroton). Komplementär dazu weisen auch Herrscher oft Behinderungen auf oder werden von ihrem Volk zur Sühnung eines λοιμός vertrieben (der lahme Kypselos war Tyrann von Korinth; Koes von Mytilene wurde von seinem Volk gesteinigt; auch die Oidipus-Geschichte ist in diesem Zusammenhang zu sehen). Abschließend behandelt O. Rechtsnormen oder Gesetzestexte die (mit Absicht?) rätselhaft oder schwer verständlich formuliert sind (z. B. die Große Rhetra); der institutionalisierte Ostrakismos andererseits kann als eine Art rationalisiertes Sündenbock-Verfahren gesehen werden. Ergänzt wird diese Hauptlinie der Darstellung durch Hinweise auf vergleichbare Vorstellungen über Götter oder in der Literatur (Hephaistos, Aisopos und Thersites sind zu erwähnen). *Herbert Bannert*

Giuseppina Magnaldi, *La forza dei segni. Parole-spia nella tradizione manoscritta dei prosatori latini*. Amsterdam: Hakkert 2000. 176 S. (Lexis Research Tools. 1.) ISBN 90-256-1140-0

Der Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung ist mit der Überschrift des ersten Kapitels angedeutet: „Un antico *usus* correttivo: integrazione con diplografia di parola-segnale“. Aus ihrer intensiven Beschäftigung mit mittelalterlichen Klassikerhandschriften glaubt die Verf. einen neuen Ansatz zu Verbesserungen von Korruptelen gefunden zu haben. Sie erschloß aus auffälligen Wortwiederholungen eine bisher nicht erkannte antike Korrekturmethode: das Nachtragen ausgelassener Wörter am Rand unter Beifügung des Bezugswortes, wofür, wie postuliert wird, sowohl das davor wie das dahinter stehende Wort in Frage gekommen wäre. Durch Einfügen des ausgelassenen Wortes / der ausgelassenen Wortgruppe (A) samt dem Bezugswort (B²) an nicht passender Stelle beim Abschreiben sei es zu auffälligen Wortwiederholungen und damit zu Textverderbnissen gekommen; daher könnte die Heilung nach der Formel „AB² = <A B¹ oder B²A = B¹<A“ erfolgen. In dem langen Kapitel „Proposte testuali fondate sul riconoscimento di integrazioni con parola-segnale“ werden, nach Autoren geordnet, zahlreiche Stellen besprochen, die nach dieser Methode zu heilen wären (herangezogen aus Cicero, Livius, Petron, Seneca rhetor, Seneca philosophus, Tacitus, Varro). Um ein einfaches Beispiel anzuführen: *ille esse uerum plane negat esse* bieten die Handschriften zu Cic. Luc. 73, die Editoren haben bisher entweder das erste oder das zweite *esse* gestrichen, der neue Textvorschlag lautet (45): *ille <plane negat esse verum [plane negat esse]*. – Für diese Art von Korrektur in der Antike kann die Verf. allerdings keinen Originalbeleg liefern, auch der mit lateinischen Handschriften vertrauten Rez. ist sie nicht bewußt untergekommen. Grundsätzlich muß vermerkt werden (was in dieser Untersuchung nicht erwähnt ist): Die meisten Fehler in lateinischen Klassikertexten sind bei der Umschrift der oft schlecht lesbaren Rollen in Codices (im 4./5. Jh. n. Chr.) entstanden, und viele der vorgeführten Wortwiederholungen in den mittelalterlichen Abschriften lassen sich einfach dadurch erklären, daß bei der Umschrift die Schreiber zunächst Worte oder Zeilen übersprangen, den Fehler bemerkten und zur richtigen Stelle zurückkehrten, die falsch gesetzten Worte aber entweder zur Tilgung durch den Korrektor stehen ließen oder, um das Schriftbild nicht zu ‚stören‘, nur recht undeutlich tilgten. Als charakteristisches Beispiel dafür würde die Rez. ansehen Sen. dial. 6, 18, 6, wo überliefert ist: *Quid lapidum gemmarumque fulgor et inter rapidorum torrentium aurum harenis interfluens*: Reynolds tilgte in seiner Oxforder Edition (1977) nach Ansicht der Rez. zurecht das erste *inter*; die Verf. folgt allerdings dem ihrer Methode entsprechenden Korrekturvorschlag (36f.) ... *interfluens rapidorum torrentium aurum harenis [interfluens]*. – Auf einzelne Stellen einzugehen ist leider nicht möglich; manche vorgeschlagene Textverbesserung ist zwar erwägenswert, im ganzen aber erscheint die Korrekturmethode nach der Formel „AB² = <A B¹ oder B²A = B¹<A“ nicht sehr zielführend. – Verwiesen sei nur noch auf den Druckfehler bei der Datierung des Codex *H* zu Cic. nat. (s. XI² statt s. IX²; 39); außerdem ließ sich zeigen, daß Codex *F* nicht Abschrift des Codex *B* sein kann (39; vgl. M. und K. Zelzer, Zur Frage der Überlieferung des Leidener Corpus philosophischer Schriften des Cicero, WSt. 114 [2001], 183–214 [211ff.]). Außerdem stellt zu Tac. Ann. 11–16 die sog. Genuesergruppe (100) nach Ansicht der Rez. einen unabhängigen Überlieferungszweig dar, vgl. Zur Frage der Vorlage des Tacitus-Codex Mediceus 68, 2, WSt. 86 (1973), 185–195 (191ff.).

Michaela Zelzer

* * *

Francesco Petrarca, Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe Lateinisch-Deutsch. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Berthe Widmer. Basel: Schwabe 2001. 577 S. ISBN 3-7965-1107-4

W. bietet eine Zusammenstellung von Briefen Francesco Petrarcas zu drei Themenkreisen: (A) zu den Umsturzversuchen des Cola di Rienzo, (B) zur Entartung der päpstlichen Kurie in Avignon, (C) zur Erneuerung der römischen Friedenherrschaft durch Karl IV.; unter (B) wird die erste vollständige deutsche Übersetzung des *Liber sine nomine* vorgelegt. Die Auswahl stützt sich – auch in der Textgestaltung – auf die grundlegenden Editionen von Konrad Burdach und Paulus Piur (Briefwechsel des Cola di Rienzo, hrsg. v. K. B. und P. P., Berlin 1912–1929; Petrarca's „Buch ohne Namen“ und die päpstliche Kurie. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Frührenaissance. Dt. Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 6, Halle/Saale 1925; Petrarca's Briefwechsel mit deutschen Zeitgenossen, unter Mitwirkung von K. B.; Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung 7, Berlin 1933). Neuere Editionen bzw. kommentierte Übersetzungen sind nicht berücksichtigt.

Die Einleitung ist historisch-biographisch orientiert und beschränkt sich darauf, dem Leser die notwendige Hintergrundinformation zum Verständnis der Texte zu geben. Es ist zu bedauern, daß die Gelegenheit nicht wahrgenommen wurde, Petrarca's Briefe als literarische Kunstwerke zu würdigen – ein Desiderat, das bisher vor allem am Beispiel des „Ventouxbriefes“ und des 24. Buches der *Rerum familiarium libri* ins Bewußtsein der Forschung gedrungen ist. Entsprechend dürr sind literarische Anmerkungen, die sich auf die Identifizierung von Zitaten beschränken. Insgesamt ist man für eine wissenschaftliche Beschäftigung weiterhin auf das reichhaltige, von Piur und Burdach gesammelte Material verwiesen.

Es liegt im Wesen einer Anthologie, daß sie dem Editor Beschränkungen auferlegt und jede Auswahl subjektiv sein muß. Dennoch ist das Fehlen von Petrarca's Ekloge für Rienzo (*bucolicum carmen* 5) schwer zu begründen; gerade für den angesprochenen Leserkreis muß Petrarca's Erklärung der Ekloge im abgedruckten Geleitbrief ohne deren Text unverständlich bleiben. Darüberhinaus war der Herausgeberin wohl selbst bewußt (36), daß die in den *Epystole metriche* enthaltenen Aufrufe an die Päpste Benedikt XII. und Clemens VI. zur Rückkehr nach Rom (1, 2; 1, 5; 2, 5) beim gewählten Rahmenthema nicht fehlen durften. Es wäre zu erwägen gewesen, ob man nicht zugunsten dieser weniger leicht zugänglichen Texte auf die Gesamtedition des *Liber sine nomine* hätte verzichten sollen.

Sosehr man eine deutsche Übersetzung der ‚politischen‘ Briefe Petrarca's begrüßen wird – eine Pionierleistung, wie sie der Herausgeberin mit einer Auswahl aus dem Werk Enea Silvio Piccolomini's geglückt ist (Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II. Ausgewählte Texte aus seinen Schriften, Basel-Stuttgart 1960), stellt der vorliegende Band nicht dar.

Elisabeth Klecker

Daniel Škoviča, Bardejovčan Valentín Ecchius a jeho učebnica *Ars versificandi*. Príspevok k dejinám latinskej humanistickej literatúry na Slovensku. (Valentin Eck von Bartfeld und sein Lehrbuch *Ars versificandi*. Ein Beitrag zur Geschichte der lateinischen humanistischen Literatur in der Slowakei.) Bratislava: Vydal Stimul 2002. 189 S. ISBN 80-88982-56-1

Seit die Neolatinistik durch Miloslav Okál am Beginn der 70er Jahre an der Comenius-Universität Bratislava etabliert wurde, sind es vor allem die Forschungen von Š. (Institut für klassische und semitische Philologie), die das humanistische Erbe der Slowakei literaturwissenschaftlich erschließen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Osten des Landes, wo im 16. Jh. – in engem Kontakt mit Krakau – eine humanistische Kultur von europäischem Rang blühte. Für deren Pionier Valentin Eck aus Lindau (ca. 1494–1556, ab 1518 Rektor der lateinischen Schule in Bardejov/Bartfeld) hat Š. nun nach mehreren Aufsätzen eine Monographie mit kritischer Edition des Lehrbuchs *De arte versificandi* (Krakau 1515; 1521; 1539) vorgelegt. Š. bietet eine umfassende Untersuchung zu den von Eck herangezogenen antiken Autoren sowie eine Einordnung des Werks in die Tradition metrischer Handbücher von der Spätantike bis in die Zeit des Humanismus. Vorangestellt sind ein Forschungsbericht, der auch allgemein über die Entwicklung der neulateinischen Studien in der Slowakei informiert, eine Biographie des Humanisten und eine Bibliographie seiner Werke sowie der von ihm edierten klassischen Texte. Indem Š. das Ansehen Ecks bei seinen Zeitgenossen und bis ins 18. Jh. dokumentiert, wird deutlich, daß das hier neu edierte Werk als Lehrbuch die Entwicklung der neulateinischen Dichtung in der Slowakei entscheidend mitgeprägt hat. – Durch eine deutsche und eine französische Zusammenfassung werden die wichtigsten Ergebnisse auch Forschern ohne Kenntnis der slowakischen Sprache zugänglich gemacht.

Elisabeth Klecker

Thomas H a y e, *Humanismus in Schleswig und Holstein. Eine Anthologie lateinischer Gedichte des 16. und 17. Jahrhunderts – mit deutscher Übersetzung, Kommentierung und literarhistorischer Einordnung.* Kiel: Verlag Ludwig 2001. 248S. ISBN 3-933598-21-4

Trotz der im Vergleich zu Ober- und Mitteldeutschland ungünstigen Voraussetzungen – etwa einer geringeren Dichte an Residenzen, Universitäten und Druckereien – entwickelte sich in den Herzogtümern Schleswig und Holstein zwischen 1550 und 1650 auf der Grundlage der Reformation eine späthumanistische Bildungs- und Literaturlandschaft. Sie wurde von einer kleinen Schicht studierter Männer getragen, die als Geistliche, Juristen, Ärzte und Lehrer über Städte und Dörfer verstreut Kontakte untereinander, aber auch zu oberdeutschen, niederländischen, englischen und dänischen Kollegen pflegten: Ihre wichtigsten Exponenten Heinrich Hudemann (ca. 1595–1628), Martin Ruarus (1588–1628), Johann Lauterbach (1531–1593), Samuel Rosenbohm (1567–1625), Jonas Elverfeld († nach 1611), Henning Cunradinus (1538–1590), Johann Kirchmann (1575–1643), Bernhard Vaget (Hamburg 1548–1613) und Wilhelm Alard (1572–1645) werden von H. anhand ausgewählter Gedichte in ihrem soziokulturellen Umfeld vorgestellt. Zu jedem Autor wird eine Kurzbiographie sowie weiterführende Literatur geboten, die einzelnen Gedichte sind sachlich-historisch, aber auch in Hinblick auf ihre Rezeption antiker Autoren kommentiert.

Nachdem H. für diesen Raum, der von der Humanismusforschung zuvor kaum wahrgenommen worden war, bereits einen Sammelband von Einzelstudien (*Humanismus im Norden. Frühneuzeitliche Rezeption antiker Kultur und Literatur an Nord- und Ostsee*, Amsterdam 2000, Chloe Beihefte zum *Daphnis*. 32.) herausgegeben hat, liegt nun eine Textsammlung vor, die einen Einblick in das späthumanistische Geistesleben in den beiden Herzogtümern nördlich der Elbe gewährt.

Elisabeth Klecker

Martin K o r e n j a k, Johannes Leucht, *Epithalamium Heroicum*. Ein lateinisches Hochzeitsgedicht für Erzherzog Ferdinand II. und Anna Caterina Gonzaga. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2002. 62 S. (Commentationes Aenipontanae. 33. Tirolensia Latina. 3.) ISBN 3-7030-0362-6

Da die Nachkommen aus seiner morganatischen Verbindung mit Philippine Welser nicht erberechtigt waren, ging Erzherzog Ferdinand II. von Tirol im Jahr 1582 eine zweite Ehe mit seiner Nichte Anna Katharina Gonzaga ein. Aus diesem Anlaß gab sein Hofkanzleisekretär Paul Zehendtner bei einem gewissen M. Johannes Leucht aus Munderkingen, Pfarrer zu Delmissingen bei Ehingen/Baden-Württemberg, ein Epithalamium in Auftrag, das als cod. Ser. nov. 2666 – ein einseitig in 6 Kolumnen beschriebenes Pergamentblatt – aus Ambras in die Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek gekommen ist.

Leucht repräsentiert den Typ eines handwerklich sauber arbeitenden Gelegenheitsdichters und zeigt sich in 313 Hexametern – wie von K. dokumentiert wird – wohlvertraut mit der antiken Epithalamientradition und mit zeitgenössischen poetischen Konventionen. Er läßt sich von Apoll und Thalia über das festliche Ereignis aufklären, zu dessen Feier inspirieren und wendet sich schließlich mit den üblichen Wünschen an das Brautpaar. Der Bedeutung des Anlasses trägt er Rechnung, indem er ein Akrostichon einbaut, das seinerseits die Hochzeit thematisiert. Dieses artifizielle Element zielt ebenso wie die prächtige Ausstattung mit den Wappen der Brautleute auf den Geschmack des Adressaten, von dem man offenkundig eine Rezeption des Geschenks als Kunstobjekt erwartete.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich K. nicht gescheut hat, einem neulateinischen Gedicht, das weniger aufgrund seiner literarischen Qualität als aufgrund seines Anlasses Aufmerksamkeit beanspruchen darf, höchste philologische Sorgfalt angedeihen zu lassen – die sich besonders bei der Ergänzung des beschnittenen Originals bewährt. Damit leistet er einen wichtigen Beitrag zur Erforschung neulateinischer *Casualcarmina* im allgemeinen, im besonderen aber zu der von Franz Römer am Wiener Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein initiierten Erschließung neulateinischer Huldigungsdichtung für Habsburger. Zusammen mit dem in derselben Reihe erschienenen Band von Walter Dietl, *Die Elogien der Ambraser Fürstenbildnisse*. Die Kupferstiche des Dominicus Custos (1599). Leben und Werk ihres Autors Marcus Henning, Innsbruck 2000 (Commentationes Aenipontanae. 32.) weckt die Edition des *Epithalamium heroicum* auch großes Interesse für das von K. gemeinsam mit K.-H. Töchterle betriebene Forschungsvorhaben einer Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol (vgl. *Neulateinisches Jahrbuch* 4, 2002, 274–279). *Elisabeth Klecker*

Irene P o l k e, *Selbstreflexion im Spiegel des Anderen*. Eine wirkungsgeschichtliche Studie zum Hellenismusbild Heynes und Herders. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999. 423 S. (Epistemata. Reihe Philosophie. 257.) ISBN 3-8260-1684-X

Die als Dissertation bei Arbogast Schmitt in Marburg entstandene Arbeit befaßt sich mit der Herkunft des aktuellen Urteils der klassischen Philologie über die Dichter des Hellenismus, das von einer erkenntnistheoretischen Dichotomie von Gefühl und Verstand ausgeht. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Werke von Christian Gottlob Heyne und dessen Freund Johann Gottfried Herder. Der Beschäftigung mit

ihnen geht eine überaus materialreiche Dokumentation der verschiedenen Bewertungen des Kallimachos seit der frühen Neuzeit voraus, wobei P. Texte von heute zum Teil vergessenen Gelehrten wiedergibt und beurteilt. Nicht weniger ausführlich wird Heynes geistesgeschichtlicher Hintergrund rekonstruiert. Sein negatives und der Verf. zufolge bis heute wirksames Urteil über die hellenistische Dichtung, wie es in seiner Schrift ‚De genio saeculi Ptolemaeorum‘ (1763) zum Ausdruck kommt, wird über John Lockes Empirismus und den spätmittelalterlichen Nominalismus auf Kategorien der stoischen Philosophie zurückgeführt. Auf die Bewertung der Herderschen Darstellungen hellenistischer Dichtung folgt eine Übersicht über spätere Schriften zu den Alexandrinern ‚bis ca. 1800‘ (Abschnitt F), woraufhin das ‚heutige Urteil über die hellenistische Dichtung‘ (Abschnitt G) nochmals betrachtet wird. Allerdings bleibt, wie die Verf. selbst bemerkt (387), bei einer derartigen Betrachtung die gesamte Ästhetik des 19. Jh. ausgeklammert, aus deren Einbeziehung man ‚ein noch größeres Wissen‘ über die historische Bedingtheit der heutigen Hellenismusforschung erhalten könnte. Das von der Autorin erwähnte, für das Verständnis der philosophischen Erläuterungen ‚grundlegende‘ Werk von Arbogast Schmitt (z. B. 48 Anm. 84, oder auch 179 Anm. 256) ist übrigens gerade erschienen: *Die Moderne und Platon*, Stuttgart 2003. *Alfred Dunshirn*

* * *

Theodor G o m p e r z, Eine Auswahl herkulanischer kleiner Schriften (1864–1909). Herausgegeben von Tiziano D o r a n d i. Leiden-New York-Köln: Brill 1993. XXII, 275 S. (Philosophia Antiqua. 59.) ISSN 0079-1687 ISBN 90-04-09819-4

Zur Entzifferung und Erforschung der in der Philodem-Bibliothek der Villa dei Papyri in Herculaneum gefundenen Schriftrollen hat Theodor Gomperz (1832–1912) ab 1862 über Jahrzehnte hinweg grundlegende Beiträge geliefert, deren Zusammenfassung er selbst geplant und zum Teil auch verwirklicht hat; doch erschienen die ersten beiden Bände der ‚Hellenika‘ genannten Sammlung erst in seinem Todesjahr, zwei weitere geplante Bände blieben ungedruckt (vgl. VII). D. legt, ergänzend und weiterführend, eine Auswahl von 20 Aufsätzen vor. Eine kurze Einleitung gibt Auskunft über Leben und Wirken des Wiener Gelehrten und über die Arbeit an den Papyri, die in ‚Essays und Erinnerungen‘ (1905) von ihm selbst und in zwei Briefeditionen, herausgegeben von seinem Sohn Heinrich (1936), neubearbeitet und fortgeführt von Robert A. Kann (1974), gut dokumentiert sind. ‚Die erneute Auflage einer Auswahl der kleineren herkulanischen Schriften wird dazu beitragen, vielleicht noch bestehende Zweifel an ihrem historischen Wert zu zerstreuen und die wichtige Rolle zu unterstreichen, die G. für die Studien zu den Papyri von Herculaneum spielt.‘ (XXII). –

Theodor Gomperz hatte im Jahre 1863 in Oxford in Vergessenheit geratene Abschriften und Faksimile-Zeichnungen der Texte entdeckt und, auf diese gestützt, seine Entzifferungsarbeit beginnen können. Wie es aber um die Papyri selbst und um den Umgang mit dem Material zur Zeit ihrer Entdeckung (ab 1752) stand, dafür gibt es einen Bericht eines Augenzeugen: Karl Philipp Moritz (1756–1793), der Verfasser der ‚Götterlehre‘ (1791) und des ‚Anton Reiser‘ (1785–1790) hat, zeitweilig als Begleiter Goethes, auf seiner Reise nach Italien auch Herculaneum besucht und unter dem Titel ‚Antike Bibliothek‘ in seinen ‚Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788‘ folgende Beschreibung veröffentlicht:

„Der Anblick dieser Bibliothek macht einen sonderbaren Eindruck. Diese verbrannten Volumina, welche in einem Schranke mit Glastüren aufgestellt sind, sehen gerade wie Tobaksrollen aus; und wer eine solche Rolle zufälligerweise fände, würde sie eher für irgend etwas anders als für ein Buch halten.

Man muß den menschlichen Fleiß und die Erfindsamkeit bewundern, wenn man die Maschinen betrachtet, wo diese verbrannten Rollen aufgewickelt und aus der Asche die Buchstaben wieder ans Licht gebracht werden.

Zwischen eine Maschine, die einer Buchbinderpresse gleicht, werden die Rollen aufgehängt, und die abgelösten Blätter werden auf ein Stäbchen oder Rolle gewickelt, welche man vermittelst Wirbel und Bänder sanft wälzen und drehen und ihr alle möglichen Wendungen geben kann.

Um die zusammengeklebten Blätter voneinander zu lösen, bestreicht man immer einen Teil derselben auf der leeren Seite des Papiers mit leichtem Gummi; und um dem abgelösten Blatte wieder Festigkeit zu geben, wird ein Stück von einer dünnen Blase daraufgelegt.

Ein ganzer Monat gehört dazu, um eine Spanne lang, so breit, als die Rolle ist, abzulösen. Vier Rollen sind nun erst aufgewickelt, und unglücklicherweise ist man grade an eine der uninteressantesten Schriften, von einem gewissen Philodemus, geraten, welche von der Musik und Beredsamkeit handelt und wodurch die alte Literatur einen sehr unbedeutenden Zuwachs erhält.

Daß wenigstens einige literarische Schätze hier verborgen sind, ist wohl ohne Zweifel, und es käme nur darauf an, daß man erst den Anfang von mehreren Rollen entwickelte, um ohngefähr den Inhalt zu sehen und alsdann das Interessanteste auszusuchen, um so viel Zeit und Mühe nicht unnütz zu verschwenden.

Wenn diese Bibliothek, die doch die einzige in ihrer Art ist, im Besitz der nordischen literarischen Welt wäre, so würden ihre Schätze gewiß nicht lange verborgen bleiben; hier aber scheint man nicht so begierig darnach zu sein.“ (Karl Philipp Moritz, Werke, hrsg. v. H. Günther. Zweiter Band: Reisen. Schriften zur Kunst und Mythologie, Frankfurt am Main 1981 [21993], 270). *Herbert Bannert*

Wolfram Ax, Lexis und Logos. Studien zur antiken Grammatik und Rhetorik, herausgegeben von Farouk G r e w i n g. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 230 S. ISBN 3-515-07718-9

Die Sammlung der Schriften von Wolfram Ax zu Sprachtheorie und Grammatik, zu Poetik und Rhetorik, führt von einer Stelle aus Platons Kratylos (398d5) über verschiedene Arbeiten zu Aristoteles (darunter eine sehr instruktive Darstellung der aristotelischen Sprachphilosophie aus dem Jahre 1992 und eine Untersuchung zu ‚Wissen und Handeln‘ im 14. Kapitel der Poetik aus 1989), zum Peripatos, zur Stoa, zu den Forschungen der alexandrinischen und pergamenischen Philologen über Sprache und Spracherscheinungen, zu Aristophanes von Byzanz, über Aristarch und Varro, bis hin zur Geschichtsschreibung als Ausbildungsdisziplin für den Literaturlehrer und den Rhetor im Bildungssystem des Quintilian. Wie so oft, zeigt auch hier die Zusammenstellung sehr gut die innere Verbindung der einzelnen Arbeiten und bildet insgesamt ein abgeschlossenes Ganzes. *Herbert Bannert*

Neuerscheinungen zur lateinischen Literatur Ungarns (15. – 19. Jh.)

Die politische Entwicklung des 20. Jh. hat dazu geführt, daß Forschungen zur neulateinischen Literatur Ungarns sowohl im heutigen Ungarn als auch in der Slowakei beheimatet sind. Im folgenden werden einige in Ungarn erschienene Publikationen vorgestellt; ein Überblick über Neulatein-Forschungen in der Slowakei soll im nächsten Band gegeben werden.

Die Beschäftigung mit dem neulateinischen Erbe ist in der ungarischen Philologie seit langem fest verankert. Lag der Schwerpunkt jedoch bisher auf Texteditionen (v. a. im Rahmen der *Bibliotheca scriptorum medii recentisque aevorum*), so nimmt man sich immer mehr der literaturwissenschaftlichen Erschließung an: Einen wesentlichen Beitrag leisten die Schriften und Vorträge des derzeit besten Kenners der neulateinischen Literatur Ungarns, die nun in drei Bänden gesammelt vorliegen.

(a) László Szörényi, *Arcades ambo. Relazioni letterarie italo-ungheresi e cultura neo-latina*. Soveria Mannelli (Catanzaro): Rubbettino 1999. 354 S. ISBN 88-7284-365-0

(b) László Szörényi, *Studia Hungarolatina. Tanulmányok a régi magyar és neolatin irodalomról*. Budapest: Kortárs kiadó 1999. 184 S. ISBN 963-8464-95X

(c) László Szörényi, *Philologica Hungarolatina. Tanulmányok a magyarországi neolatin irodalomról*. Budapest: Kortárs kiadó 2002. 255 S. ISBN 963-9297-60-7

Der Bogen der Studien spannt sich von den Anfängen des Humanismus bis ins 19. Jh., von Erwähnungen Ungarns im Kommentar des Benvenuto da Imola zu Dantes *Divina comedia* (c) bis zu Dichtungen über den Sturz Napoleons und das Revolutionsjahr 1848 (a). Dabei ist es S. ein besonderes Anliegen, die ungarischen Autoren in den europäischen Kontext zu stellen, wobei immer wieder Ungarns enge kulturelle Beziehungen zu Italien dokumentiert werden: in den Quellen der philosophischen Werke des Galeottus Martius (a), in den Beziehungen des Callimachus Experiens zu Mathias Corvinus (a, c), in der *Historia de regibus Hungariae* des Michele Ricci (a, b), ja noch in einem 1856 gedruckten Epos des Imre Weigh über die Schlacht von Novara. Auch die Wechselwirkung zwischen lateinischer und nationalsprachlicher Dichtung wird aufgezeigt: in Miklos Zrinyis ungarischem Epos *Obsidio Szigetiana* weist S. sowohl den Einfluß von *Vidas Christianus* (c) als auch Kenntnis von *Alessandro Corteses Panegyricus* auf *Matthias Corvinus* (a) nach. Für die neulateinische Epik wird andererseits neben Vergil- und *Lucanimitation* (c) besonders die Bedeutung Tassos betont (a).

Epische Dichtung ist als Spezialgebiet des Autors (vgl. *Hunok és jesuiták – Fejezetek a magyarországi latin-hösepika / Hunnen und Jesuiten – Kapitel zum lateinischen Epos in Ungarn*, Budapest 1993) reich vertreten. Unter den behandelten Autoren und Werken sind: *Stephanus Taurinus* (1485–1519), *Stauromachia* (c); *Elias Berger* (1562–1645), *Rapsodiae de cruce* (c); *Giovan Battista Nigronio*, *Bellum Pannonicum* (1665), ein Epos zu Türkenkriegen Leopolds I.; sowie kleinere (v. a. in *Trnava/Nagyszombat* gedruckte) *Huldigungsepik* (a).

Ein Schwerpunkt liegt bei Jesuitenliteratur, wobei *Marienlyrik* (die *Amores Mariani* des Melchior Guttwirtt aus Budweis, des Lehrers von Franz Rákóczi II. [a]) und *Drama*

(eine Tragödie über Ladislaus Hunyadi [c]) ebenso vertreten sind wie Panegyrik (u. a. für Prinz Eugen [c]). Besonders hervorzuheben ist die von S. in ihrer Originalität dokumentierte jesuitische Ovidrezeption (a): Bernhard Pannagl SJ (1676–1734) stellt in seiner *Metamorphosis metamorphoseon* der heidnischen Mythologie Ovids christliche Glaubenswahrheiten in allegorischer Verkleidung entgegen; die einflußreiche *Metamorphosis Hungariae* des Petrus Schez SJ (1691–1756) bietet Ursprungsgeschichten für Berge, Quellen, Flüsse und Städte des Königreichs Ungarn. Ein weiteres Beispiel einer aitiologischen Erzählung, eine *Metamorphosis Szokolczae* (heute Skalica/SK, 1745), wird im Anhang von (c) mit ungarischer Übersetzung ediert. Neben die Jesuitenliteratur tritt im 18. Jh. die der Piaristen, bes. in Szeged (c); die Blüte, die Ungarns neulateinische Literatur zumindest in quantitativer Hinsicht im 18. Jh. durch Autoren wie Janos Krizosztom Hannulik, Adám Patachich, György Alajos Szerdahely erlebte, ist dokumentiert in (a).

Dank der Breite der Themen und der Belesenheit des Verfassers erhalten die gesammelten Einzeluntersuchungen geradezu den Stellenwert einer modernen Geschichte der neulateinischen Literatur Ungarns. Umso mehr ist in den Bänden (b) und (c), für deren Beiträge nur zum Teil in (a) eine italienische Version vorliegt, das Fehlen von nichtungarischen Zusammenfassungen zu bedauern: Es steht zu befürchten, daß durch die gewählte Sprache nur ein kleiner Teil der tatsächlich Interessierten erreicht wird. –

Ein noch kaum erforschtes Gebiet der neulateinischen Literatur – nicht nur Ungarn – stellen die Andachts- und Erbauungsbücher des 17. und 18. Jh. dar. Obwohl ihre Bedeutung bereits von der historischen, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschung erkannt wurde und auch ihre von ästhetischen Kriterien unabhängige Rolle im Hinblick auf das literarische Leben als Ganzes nicht unterschätzt werden darf, ist die Erschließung der umfangreichen Textcorpora noch kaum über die Anfänge hinausgekommen. Als Pionier hat sich für das ungarische Material Gábor T ü s k é s profiliert (z. B.: *Literaturangebot und Bildungsprogramm in den barockzeitlichen Bruderschaftspublikationen in Ungarn*. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 17, 1992, 1–42), wobei der Horizont auch auf religiöse Emblemik erweitert wird (Emblematische Viten von Jesuitenheiligen im 17./18. Jh. *Archiv für Kulturgeschichte* 80, 1998, 105–142) und stets auch neolatinistische Fragestellungen einbezogen sind.

Gábor T ü s k é s, Johannes Nádasí. *Europäische Verbindungen der geistlichen Erzählliteratur Ungarns im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2001. 533 S. (Frühe Neuzeit. 62.) ISBN 3-484-36562-5

Mit dem ungarischen Jesuiten Johannes Nádasí (1614–1679) stellt T. einen heute wenig bekannten, jedoch überaus produktiven und im 17. Jh. europaweit gelesenen Autor vor, der in mehrfacher Hinsicht als charakteristisch für den genannten Bereich gelten darf. Abgesehen von einer erstmaligen Sammlung der biographischen und bibliographischen Daten bietet T. einen allgemein literaturwissenschaftlichen Zugang auf der Basis neuester germanistischer Forschungen zur barocken Gebrauchsliteratur bzw. zur Neudefinierung des literarischen Status geistlicher Literatur der frühen Neuzeit; unter Berücksichtigung der sog. Hintergrundforschungen werden Strukturen literarischer Produktion, Rezeption und Kommunikation untersucht.

Nádasí durchlief den typischen Werdegang eines Jesuiten im österreichisch-ungarischen Raum (Ausbildung in Trnava, Leoben und Graz), sammelte während einer siebenjährigen Lehr- und Missionstätigkeit pädagogische Erfahrungen und knüpfte als

Präzeptor enge Beziehungen zur Familie Esterhazy, bis er schließlich in Rom fast zwanzig Jahre (1651–1669) für literarische Arbeit im Dienste des Ordens freigestellt wurde. In den letzten zehn Lebensjahren wirkte Nádasi in Wien u. a. als Beichtvater der Witwe Kaiser Ferdinands III. Nádasi hinterließ ein Lebenswerk von mehr als 60 Bänden: (größtenteils in lateinischer Sprache verfaßte) Andachts- und Meditationsliteratur, wie sie für die gebildeten, mit Lateinkenntnissen ausgestatteten Gläubigen bestimmt war. Diese Literatur war mit der missionarischen und erzieherischen sowie mit der Predigt- und Katechisierungstätigkeit der Jesuiten eng verbunden; eine besondere Rolle als primäres Lesepublikum kam den Marianischen Kongregationen zu. Weniger zum kontinuierlichen Lesen als zum individuellen praktischen Gebrauch gedacht, stellen Nádasis Werke einerseits religions- und kulturgeschichtliche Quellen dar, bedürfen andererseits als mit rhetorischen Mitteln strukturierte Kompositionen auch einer literaturgeschichtlichen Betrachtung.

Die von Nádasi am häufigsten gewählte Publikationsform ist das Kalenderprinzip: Unter Titeln wie z. B. *Annus Marianus*, *Annus coelestis*, *Annus eucharisticus*, *Mensis divini Amoris*, *Hebdomada Sancto Josepho sacra* bietet er Meditationszyklen zu bestimmten Themenkreisen für die Zeitdauer eines ganzen Jahres, eines Monats, einer Woche, eines Tages; im Dienst der praktischen Zielsetzung wird dabei strukturelle Eintönigkeit in Kauf genommen. Eine wichtige Neuerung Nádasis besteht in der hohen Zahl von narrativen Elementen, d. h. Exempeln, in die Meditationen integriert werden. Sie stellen eine narrative Katechese dar, vermitteln in konkreten Verhaltensmustern ein geschlossenes Glaubens-, Moral- und Normensystem.

Liest man Nádasis Werke mit Blick auf die Gesamtheit der narrativen Elemente, können sie als eine individuelle Variante der neulateinischen Erzählprosa interpretiert werden und zum Ausgangspunkt für eine paradigmatische Betrachtung geistlicher Erzählliteratur des 17. Jh. dienen: T. hat sich daher im ersten Teil seiner Arbeit nicht damit begnügt, Nádasis Werk in den Kontext der jesuitischen Meditationsliteratur allgemein zu stellen, sondern widmet eine eingehende Untersuchung der Praxis des Exempelgebrauchs in der katholischen geistlichen Literatur des 16./17. Jh.; dabei informiert er über das Exempel in der Rhetorik ebenso wie über Exempelkatechismen und die Neuedition mittelalterlicher Exempelasammlungen; als weitere wichtige Quellengruppe werden Hand- und Geschenkbücher der Kongregationen vorgestellt.

Was die Stoffe betrifft, so ist das antike Bildungsmaterial, d. h. Exempel- und Apophthegmataliteratur vertreten – wenn auch Nádasi über keine herausragende klassische Bildung verfügt; im Vordergrund steht kirchen- und ordensgeschichtliche Literatur der Jesuiten. Für ein Werk (*Maria aeternitatis beatae porta sancta*) wird als Illustration eine Inhaltsanalyse der Exempel geboten. Während der literarische Wert der Einzeltexte in der Regel aus den Quellen stammt, liegt Nádasis eigene Leistung in der Anpassung an die Ansprüche des Publikums, im Arrangement zur Verwirklichung der übergeordneten Meditationskonzeption. Von neolatinistischer Seite ist zu bedauern, daß sich T. aus Platzgründen auf eine relativ geringe Anzahl an Textbeispielen beschränken mußte.

In einem dritten Teil wird der Publikumserfolg von Nádasis Werken beleuchtet, wobei unter den Faktoren der Rezeption das ikonographische Programm von Titeln und Kupfern besondere Aufmerksamkeit erhält, wie auch die Funktion von Registern als Gebrauchshilfen untersucht wird. Zusätzlich zu Übersetzungen stellt T. Zeugnisse der tatsächlichen Verwendung in Gestalt von Bucheintragungen, Exzerpten usw. zusammen. Ein Werk- und Ausgabenverzeichnis rundet die Studie ab. Wie T. dokumentieren kann, ging die Kenntnis und Benutzung der Werke Nádasis weit über den Jesuitenorden

hinaus, der Kreis der weltlichen Leser reichte vom Fürsten über den hohen Adel bis zu den gebildeten bürgerlichen Schichten.

Meditationes principis Francisci II Rákóczi / Méditations du prince François Rákóczi. Texte latin établi et annoté par Balázs D é r i, texte français établi et annoté par Ilona K o v á c s avec une étude et des résumés de Gábor T ü s k é s. Budapest: Blassi Kiadó 1997. 1009 S. (Archivum Rákóczianum. 2.) ISBN 963-506-153-6

Nach dem Scheitern seiner Politik widmete sich der Führer der ungarischen Freiheitsbewegung Franz Rákóczi II. (1676–1735) zunächst im französischen Camaldulenser Kloster Grosbois, dann im türkischen Exil in Rodostó religiös erbaulicher Schriftstellerei. Es entstanden so in den Jahren 1721–1723 lateinische Meditationen zum Pentateuch mit französischer Übersetzung, die durch testamentarische Verfügung des Autors nach Grosbois kamen; das vermutlich autographe Manuskript befindet sich heute in der Bibliothèque municipale von Troyes (mss. 2146/47). Im Rahmen der Gesamtausgabe der Werke Rákóczis wird nun die editio princeps des lateinischen Textes sowie der französischen Übersetzung geboten.

In einem ausführlichen Nachwort (in französischer und ungarischer Version) werden von T. einerseits der biographische Rahmen (neben dem politischen Scheitern die kirchliche Verurteilung früherer Meditationswerke Rákóczis), andererseits die literarischen und theologischen Grundlagen dargestellt: Rákóczi war von seiner Ausbildung her in jesuitischer Rhetorik geschult, als literarisches Modell diente neben den Soliloquia Augustins die Form des Meditationskommentars. Im Rahmen der zeitgenössischen Diskussion über den Pentateuch zeigt sich Rákóczi geprägt von der typologischen Exegese des Jansenius und steht unter dem Einfluß der Spiritualität von Port-Royal. –

Angesichts der eingangs angedeuteten Schwierigkeit sei abschließend auf eine ältere Publikation hingewiesen, die eine nützliche Grundlage für die Beschäftigung mit der lateinischen Kultur im Raum des alten Ungarn darstellt:

László S z ö g i (ed.), *Régi Magyar egyetemek emlékezete. Memoria universitatum et scholarum maiorum regni Hungariae 1367–1777.* Budapest: Eötvös Loránd Tudományegyetem 1995. 232 S. ISBN 963-463-010-3

Der reich illustrierte Band vereint Gründungsdokumente (Stiftungsbriefe, Statuten usw.) der wichtigsten Bildungszentren des alten Ungarn (von denen viele im Staatsgebiet der heutigen Slowakei liegen). Die lateinischen Texte werden mit ungarischer, englischer und deutscher Übersetzung vorgestellt, eine ebenfalls dreisprachige Einleitung bietet einen Überblick über die Geschichte des Hochschulwesens vom Mittelalter bis zum aufgeklärten Absolutismus, von den ersten kurzlebigen Versuchen einer Universitätsgründung in Ofen (1395) und in Bratislava/Pozsony/Posonium (Academia Istropolitana, 1467) über reformierte Kollegien in Debrecen und Gyulafehérvár/Karlsburg (Collegium Bethlenianum, 1622) bis zur Jesuitenuniversität in Trnava/Nagy-szombat/Tyrnavia (1635), die 1777 nach Ofen übersiedelte. *Elisabeth Klecker*

* * *

Wissenschaftsgeschichte zum Anfassen. Von Frommann bis Holzboog. Herausgegeben von Günther B i e n - Eckhart H o l z b o o g - Tina K o c h. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2002. 367 S. Ill. ISBN 3-7728-1727-0

Diese sehr schön gestaltete Festschrift zum 275jährigen Bestehen des Verlages und zum 75. Geburtstag des Verlegers Günther H o l z b o o g bietet Beiträge zur Verlagsgeschichte, die gleichzeitig ein Teil deutscher Literatur- und Kulturgeschichte ist, und Darstellungen einzelner Unternehmungen und Autoren, die das Profil des Verlages geprägt haben: Manfred F u h r m a n n berichtet über Friedrich Jacobs und dessen im frühen 19. Jh. entstandene Unterrichtswerke für den Griechisch- und Lateinunterricht, die selbst zwar nicht mehr existieren, deren Auswahlkriterien und Textsammlungen sich aber bis in neuere Lehrbücher verfolgen lassen; Wulf D. v o n L u c i u s berichtet über das Haus Frommann als Drucker von Goethes ‚West-östlichem Divan‘ und verschiedene Schwierigkeiten bei der Herstellung und Ausstattung des Buches. Michael T r a u t h macht auf die absolute Notwendigkeit der Existenz des gedruckten Buches aufmerksam in Zeiten des Internets und der heute gegebenen hemmungslosen Publikationsmöglichkeiten von Texten, deren ursprüngliche, für Referenzen geeignete Fassung auf Grund der stets vorhandenen Möglichkeit der Nachbesserung durch den Autor im Grunde nicht mehr feststellbar ist; dazu fügt sich gut ein Beitrag zu ‚Platons Bedenken gegen die unbeschränkte Öffentlichkeit der Philosophie‘ (Thomas A. S z l e z á k), eine schöne Ergänzung zum Aufweis der Probleme, die Platon formuliert hat, die wir heute aber tatsächlich kaum mehr beherrschen können. Für die Anliegen der Philologie, die stets und auch heute noch einen wesentlichen Teil des Verlagsprogramms bestimmt, gibt es noch Beiträge zu Schelling und Aristoteles (Jörg J a n t z e n), zu Thomas von Aquin (Roberto B u s a, S. J.), zu den Briefen Melanchthons (Johanna L o e h r - Heinz S c h e i b l e), zur Übersetzung von Sir Philip Sydneys ‚Arcadia‘ (1590), eines einflußreichen Romans, mit dem die englische Schäferdichtung begründet wurde (Friedrich S e c k), und zur Geschichte der Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Erich F u c h s). Dazu kommen noch einige andere bemerkenswerte Mitteilungen aus der früheren und derzeitigen, für die Altertumswissenschaft und für die Klassische Philologie unentbehrlichen Verlagsarbeit, und ein Verzeichnis aller Editionen, Gesamtausgaben und Indices.

Herbert Bannert